

2006

Monika Idems

Schöner schmachten / Das Metronom-Theater in der Neuen Mitte soll „tierisch“
erfolgreich werden 27

Dietrich Behrends

Arnheims Bürgermeister: „Die Eisenbahn verbindet die Herzen unserer Städte“ /
Vor 150 Jahren wurde Oberhausen das „Tor nach Holland“ 31

Heinz Ingensiep

„An der schönen blauen Emscher“ / Die Wiedergeburt eines Flusses 41

Martin Berger

Ein Wintermärchen mit einer pfeilschnellen Eisprinzessin / Elisa Michel trainiert
für die Olympischen Winterspiele 47

Helmut Kawohl

Oberhausens Wald: Im Kern gesund / Ein Streifzug mit Stadtförster Jürgen Halm 51

Astrid Knümann

Aus Ruinen entstand ein neues Dorf / Revitalisierung des Oberhausener
Friedensdorfes ist nahezu abgeschlossen 57

Heinz Ingensiep

Die Rettung aus dem Land der aufgehenden Sonne / Eine Babcock-Überlebende auf
Erfolgskurs 63

Michael Schmitz

Gegen den Strich / Der Stadtkünstler Walter Kurowski hat dem Establishment gelegentlich
den Marsch geblasen 69

Marc Oliver Hänig

Über die Grenzen glänzen / In der Tourist-Info werden Sie geholfen - eine „Navi“ für alle Fälle 83

Ralf Bögeholz

Aus der Krise zum Erfolg / Die überraschende Vizemeisterschaft der
NBO-Basketballerinnen hat viele „Mütter“ und „Väter“ 87

Klaus Müller

Die Imkerei ist kein Honigschlecken / Hans Pahl „regiert“ 18 Völker mit rund
einer Million „flotten Bienen“ 93

Marc Hippler Ein Hafen für kreative Ideen / Im Kunsthaus Haven in Dellwig entsteht aufregende und vielfältige Kunst	99
Marc Oliver Hänig Na zdrowie! / Das polnische Restaurant „Gdanska“ am Altmarkt wächst und die Kultur gedeiht	105
Friedel Kaufhold Wenn aus kleinen Filzkugeln große mit Löchern werden / Oberhausen hat wieder eine Bowlinganlage – und was für eine!	109
Jasmin Fischer „Holz hat keine großen Kulleraugen“ / Die gebürtige Oberhausenerin Sandra Pfothenhauer schützt für Greenpeace die Urwälder	113
Helmut Kawohl Die Mieter im eigenen Haus / Rund 20 000 Menschen leben in Oberhausen in Genossenschaftswohnungen	117
Michael Schmitz Die Weisheit in der Torheit / Messdienergemeinschaft wächst zur Karnevalsgesellschaft Blau-Gelb St. Marien	123
Gustav Wentz Der „Dicke Stein“ – wieder in aller Munde / Sterkrade 06/07 löste immer mal Probleme	127
Martina Nattermann „Komm - wer du auch bist“ / Die Entwicklung islamischer Gemeinden in Oberhausen	133
Christian Duyf Eine Arche Noah umspült von Grün / Von der Maus zum Elefanten findet dank der Tierpension Tipp jeder einen Platz	137
Jasmin Fischer Ein Haus mit 269 Zimmern / Die Essener Villa Hügel ist eine Vision aus Stein und Tradition	143
Gustav Wentz Australischer Flossenschwimmer tauchte tief – ins Nachtleben/ Oberhausen gehörte zu den Gastgebern der World Games	149

Michael Schmitz	
Gebt uns Musik / Die Familie Weinsheimer lebt seit Generationen ein Leben nach Noten	153
Helmut Kawohl	
Blick zurück auf 2005 / Oberhausener Schlagzeilen	158
Stiftungsinitiative Stadtparkasse Oberhausen	166



OBERHAUSEN '06

Ein Jahrbuch

TITELBILD

Ausgerechnet am Fronleichnamstag recken Nicole und Dirk „Die Hände zum Himmel“ und laden vom Power Tower der Sterkrader Kirmes zum Bummeln durch das Jahrbuch „Oberhausen `06“.

RÜCKSEITE

Ganz schön anstrengend, ein Bummel durch das pralle Oberhausen. Luft holen, ausatmen, da ist die Idylle um die Burg Vondern der ideale Ort der Regeneration für das Lesen der vielen Jahrbuch-Seiten.

HERAUSGEBER

*PrintpublisherPlitt GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH, Bereich Stadtwerbung,
und mit freundlicher Unterstützung
der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

November 2005

SO. ODER SO. IST DAS LEBEN...

Eine dosierte Portion offizielle Ausbildung, beinahe zügellose Neugier beim Begleiten von Profis, autodidaktische Fähigkeiten und vor allem eine exorbitante Begabung machen den Fotografen Marco Stepniak aus. 1976 in Recklinghausen geboren, wächst er in Herten auf und sagt sich nach dem Realschulabschluss: „Nie wieder Schule. Ich hatte aber auch keine Lust, mich für irgendetwas zu entscheiden, stand auf der Straße.“ Just zu diesem Zeitpunkt wird in der WAZ Herten sein erstes Foto veröffentlicht, es zeigt die Rektorin der Realschule, die man zum Schulabschluss mit dem Roller abholte. Marco Stepniak ist damals 16, und er spricht einfach in der Hertener Redaktion vor, „habe gehört, sie würden einen Fotografen suchen“. Das stimmte zwar nicht, „aber ich bin einfach geblieben und mit dem dortigen Bildredakteur Stefan Knichels von Termin zu Termin gezogen. Da habe ich fast alles gelernt bis hin zum Entwickeln.“

Am Kolleg für Kunst und Gestaltung macht er sein Fachabitur nach, absolviert den Zivildienst. Aber mit 18 ist er auch schon, mehr oder minder ungelernt, Springer-Fotograf der WAZ in rund zehn Redaktionen im Einsatz. Er reist durch das ganze Ruhrgebiet, lernt jeden Hinterhof, jeden Bürgermeister kennen, kommt 1997 für zwei Jahre als Pauschalist zur WAZ-Redaktion

Oberhausen. Von 1999 bis 2001 volontiert er bei der WAZ, bekommt eine Stelle als Bildredakteur in Essen - und kündigt fristgerecht nach drei Monaten. Mit einem Freund will er die Welt umrunden, mit dem Fahrrad, zwei Jahre lang. Nach einem Jahr, durch die ganze ehemalige Sowjetunion und China sind sie schon gekom-



men, müssen sie die abenteuerliche Reise aus gesundheitlichen Gründen abbrechen. Seit Februar 2003 arbeitet Marco Stepniak als freier Fotograf. U.a. für die König-Pilsener Arena in Oberhausen, für die Bochumer Uni-Zeitschrift „Unikum“, für Action Press in Hamburg und immer

mehr auch für die „Bild“-Zeitung. Aber auch Banken verpflichten den 29-Jährigen für längere Projekte. Gleichwohl ist der inzwischen wieder in Recklinghausen lebende Fotograf sich sicher, noch einmal einen Versuch zu starten, die Welt zu umradeln: „Ich kann es nicht ertragen, das nicht geschafft zu haben.“



Himmel hilf!

Einen gütigen Blick wirft der himmlische Vater von seinem irdischen Wohnsitz unter dem Dach von Herz Jesu hinab auf das Treiben auf dem Altmarkt.



City go!

Lasst uns leben - und lasst uns träumen, dass solche Impressionen von der Marktstraße schon bald wieder alltägliche Bilder sind.

T

T

T-Punkt

O₂

engl

K
Z
B
A
N
K

ZZ

Lust auf Lesen

Einbahnstraße



ZONE

Laden erlaubt für
Fahrzeuge bis 75t
von 6-11 Uhr und
20-22 Uhr

Werktags 20-9 h
Sonn- und Feiertags

18



Bambini
Mode für Kinder





Herz/Schmerz!

Power-Drink und vier Augen von Sandra (l.) und Janine für ein Herz im Kult-Café an der Elsässer Straße, Power Lauf für schmerzende Waden und pfeifende Lungen beim City-Marathon.





← Einbahnstraße


ZONE

Laden erlaubt für
Fahrzeuge bis 7,5 t
werktags von
6 - 11 und 20 - 22 Uhr



Werktag 20 - 22 Uhr





Kunst sehen!

Architektur in Glas und Stahl verschmelzen am Kaisergarten mit gebauter Poesie zu einem kunstvollen Ensemble, in dem die Vielfalt der Kunst ihre Heimat hat.

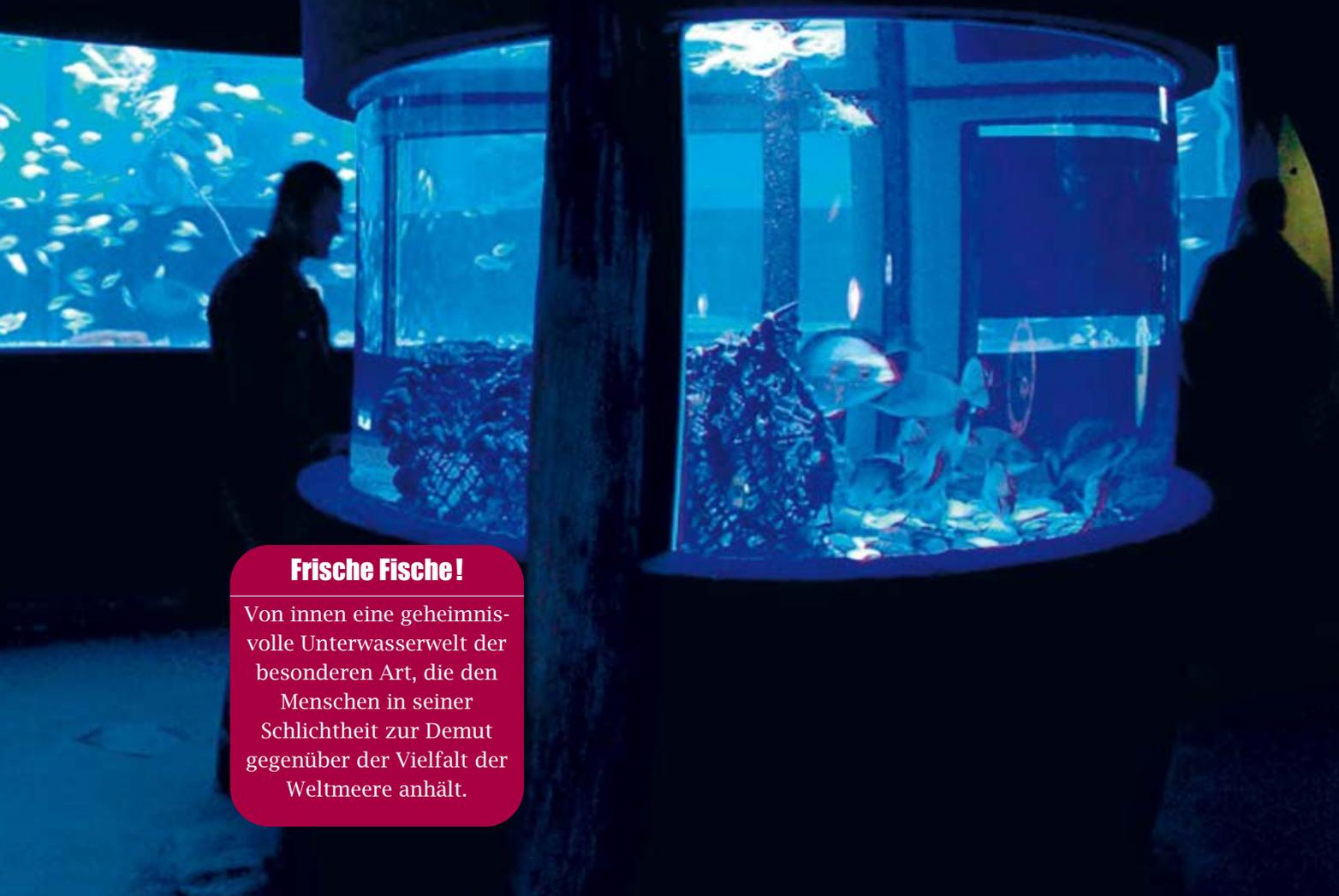




Touris angeln !

Von außen eher unspektakulär, nüchterne Bauweise, eine vor sich hin dümpelnde Marina als Nachbarn, da würde man so schnell keinen Touristenmagneten vermuten.





Frische Fische!

Von innen eine geheimnisvolle Unterwasserwelt der besonderen Art, die den Menschen in seiner Schlichtheit zur Demut gegenüber der Vielfalt der Weltmeere anhält.



Bühne frei!

Auf den Tag genau 39 Jahre nach dem Beatles-Konzert in Essen blüht auf dem Schotterparkplatz zwischen Arena und Gasometer die Jugendkultur des 3. Jahrtausends.





Stern an Stern!

Bergeshöhen wie aus dem Kindermalbuch, auch das ist die neue Jugendkultur, dienen beim „Comet 2005“ der Band „Wir sind Helden“ im Arena-Herbst als Kulisse.





Luftig duftig!

Hits für Kids - oder ist die „Wilde Maus“ im Centro.Park etwa ein Langweiler. Auch der Familienspaziergang im Kaisergarten kann spannend sein - wenn man die Großen hinter sich lässt.





Leucht-Türme!

Blaue Stunde über der Fronleichnamskirmes und von Hans-Otto Schäfers rasantem „Turbo Force“ geht's zum entspannenden Bierchen an Heinz Fellerhoffs ozeanischen Ausschank.

KULTUR

Schöner schmachten

Das Metronom-Theater in der Neuen Mitte soll „tierisch“ erfolgreich werden

VON MONIKA IDEMS

Die Jungs, die da im Halbkreis sitzen, könnten eine Fußballmannschaft sein. Jung, muskulös die meisten, mit ärmellosen Shirts oder Polohemden, Jeans und Turnschuhen. Manche haben den Schädel rasiert, andere den blond gesträhten Schopf mit Gel verstrubbelt. Fußballer können nur meistens nicht so schön singen, sitzen vermutlich selten konzentriert vor Notenständern und streichen sich ihre Parts wahrscheinlich nicht mit Text-Markern an. Die Jungs, die hier sitzen und auf ihren Einsatz warten, gehören zum Ensemble von „Die Schöne und das Biest“ und sind ab 18. Dezember 2005 in Oberhausen im Einsatz. Dann werden sie ihren Teil dazu beitragen, dass das Theater in der Neuen Mitte endlich das ist, was es seit seinem Bau Ende der 90er sein sollte: ein beliebtes Musical-Haus.

„Theatro Centro“ werden wohl viele Oberhausener noch lange dazu sagen, obwohl die Stage Entertainment GmbH alles unternehmensmögliche tut, um die wenig ruhmreiche Vergangenheit der Bühne vergessen und die Stadt zu einem erfolgreichen Musical-Standort zu machen. „Metronom“-Theater heißt das Haus inzwischen, und wenn die Umbauten - wahr-



PHOTO: STAGE ENTERTAINMENT

Erste Premiere im umgebauten Metronom-Theater: Disney's Märchenklassiker „Die Schöne und das Biest“

scheinlich erst Stunden vor der Premiere - beendet sind, wird nur noch das grüne, geschwungene Dach entfernt an den kleinen Drachen Tabaluga erinnern, dessen feuriger Atem nicht reichte, um die Publikumsbegeisterung lodern zu lassen.

Rund 20 Millionen Euro investiert das Hamburger Unternehmen nach eigenen Angaben in Oberhausen: Mehr als zehn Millionen kostet der aufwändige Umbau - der Bühnensteg und die Satelliten-Bühnen sind längst herausgerissen, statt blauem bedeckt roter

Teppich den Boden und obwohl an den Seiten Sitze weggefallen sind, wird der Zuschauerraum des Metronom-Theaters durch die in der Mitte hinzugewon-



FOTO: STERN/NAK

*Im Duisburger Theater am Marientor:
Proben, proben, proben, damit jeder Ton
sitzt, wenn der Vorhang fällt*

nenen letztendlich 2000 Plätze haben; das sind rund 250 mehr als das Teatro Centro hatte. Alles neu, alles neu dachten sich die Verantwortlichen, wenn schon renovieren, dann auch richtig: Theaterrote Sessel ersetzen die kinoblauen, die neue Treppe im Foyer ist größer als die alte, und eine Bar namens „Stage Club“ soll das Haus auch vor und nach einer Aufführung interessant machen. Die hat Architekt Arno Meijs sich mit lederbespannten Wänden und edlem Parkettboden gedacht. Und von schnödem nacktem Beton wird künftig auch nicht mehr viel zu sehen sein, vor allem nicht von vorne: Die Fassade wird schick mit Glas verkleidet.

Allein diese Investitionen unterstreichen, was die Verantwortlichen immer wieder betonen: Im Gegensatz zu allem, was bisher gewesen ist, lassen sie sich wirklich und wahrhaftig auf den Standort Oberhausen ein. Das wird bestimmt kein Paar-Monate-Gastspiel wie das Weihnachtsmärchen „Vom Geist der

Weihnacht“ oder das „Falco Meets Amadeus“-Fiasko, und auch keins für eine Spielzeit wie die Variété-Show „Blue Balance“. Dass sie wissen, was sie tun, kann man in neun anderen Theatern der Republik sehen, und das Essener Colosseum mit seinem „Phantom der Oper“ ist noch eins der kleineren. In Hamburg bringt „Stage Entertainment“ zum Beispiel Disneys phänomenal erfolgreichen „König der Löwen“ auf die Bühne und Abba-Fans mit „Mamma Mia!“ ins Theater, in Berlin etwa macht die schräge „Blue Man Group“ farbenfrohen Kunst-Spaß. Das ist der deutsche Zweig des Unternehmens, der internationale Mutterkonzern betreibt außerdem ein Theater in Moskau, drei in Madrid und drei in Holland, dem Heimatland seines Gründers und alleinigen Gesellschafters Joop van den Ende. Genau, jenem van den Ende, der mit der Produktionsgesellschaft Endemol jede Menge Fernseh-Shows entwickelt hat - von „Traumhochzeit“ über „Wer wird Millionär?“ bis „Big Brother“.

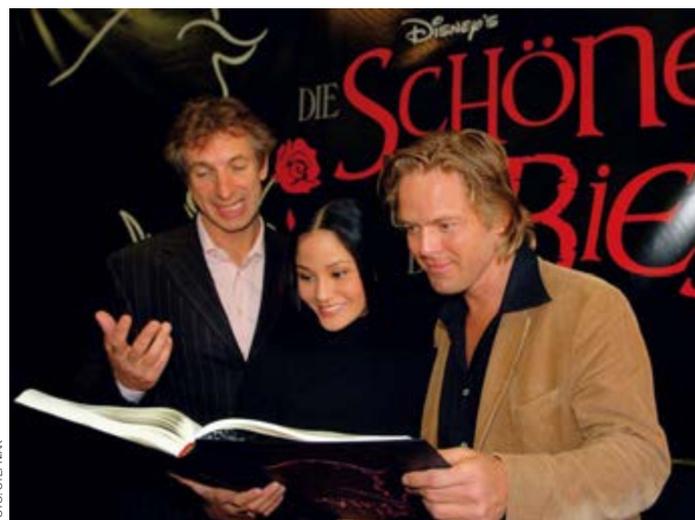


FOTO: STERN/NAK

Spielen und singen in der Erstbesetzung: Comedian Ingolf Lück als Kerzenleuchter „Lumière“, Leah Delos Santos als zauberhafte „Belle“ und Yngve Gasoy-Romdal als verzaubertes „Biest“ (v. l.)

Stage Entertainment steht allerdings für Bühnenunterhaltung, und die soll's in der Neuen Mitte ab Mitte Dezember endlich wieder geben. Damit das auch alles klappt, schufteten bis zu 450 Bauarbeiter 14 Wochen lang rund um die Uhr am und im Musical-Haus. Und weil im Metronom-Theater so kurz vor der Premiere



FOTO: STAGE ENTERTAINMENT

noch Pressluft- und andere Hammer den Takt vorgeben, der Graben für ein bis zu 30-köpfiges Orchester noch nicht fertig ist, haben die Künstler ihre Proben im Duisburger Theater am Marientor begonnen. „Für uns ist es mitten in der Nacht“, sagt Ratam Julian Jhaveri, der musikalische Leiter der Produktion, mit entschuldigendem Lächeln um kurz nach zehn morgens, als sich die Darstellerinnen und Darsteller mit so genannten „Vokalisieren“ ihre Stimmbänder warm machen. 37 Männer und Frauen werden das Disney-Musical „Die Schöne und das Biest“ in Oberhausen zum Leben erwecken, elf davon spielen Hauptrollen, und Comedian Ingolf Lück wird tatsächlich einen Armleuchter geben, einen singenden dazu: „Lumière“.

Der Leuchter erhob zum ersten Mal 1994 seine Stimme: Da feierte die Disney-Musical-Fassung Uraufführung am Broadway in New York, nachdem der Zeichentrickfilm von 1991 schon vielen Menschen Spaß gemacht hatte. Die Kreativen des Unterhaltungskonzerns hatten das Jahrhunderte alte Märchen von Jeanne-Marie Leprince de Beaumont als Grundlage benutzt, mit einigen Figuren angereichert und mit Musik zum Klingen gebracht: Die Oscar-prämierten Kompositionen Alan Menkens („Beste Musik“ und „Bester Song“) sollten auch in der Bühnen-Fassung nicht fehlen, Howard Ashmans Texte für den Film ergänzte Tim Rice.

Bei Drucklegung des Jahrbuches noch nicht fertiggestellt: die neue auffällige Eingangsfassade des Musicalhauses – hier in einer Computergraphik

Millionen Musical-Fans hat die Geschichte um die schöne Belle seither zum Schmachten gebracht: Die junge Frau lebt mit ihrem Vater in einem kleinen französischen Dorf und träumt davon, der Provinz irgendwann zu entkommen. Einen Traum hat auch der in ein abscheuliches Biest verzauberte Prinz, der in einem verwunschenen Schloss sein Dasein fristet: Wird er wahrhaftig geliebt, kann er seinem Fluch entkommen. Seine Hoffnung flammt auf, als er Belle begegnet, und seinem ebenfalls verzauberten Hofstaat geht's ähnlich - wer möchte schon gern ewig als Leuchter, Teekanne oder -tasse durchs Leben gehen? Doch die aufkeimende Romanze gerät in Gefahr, als der garstige Gaston sich zwischen die Schöne und das Biest werfen will...

„Wir sind das perfekte Paar, wie mein Bizeps schwööööört!“ Kevin Kraus ist Gaston, sein Bizeps schwillt, seine Stimme auch: Unglaublich, wie laut ein Mensch ohne Mikrofon singen kann - wenn das Musikzimmer klein und bis auf ein Klavier, eine Spüle, einen Tisch und ein paar Stühle ziemlich kahl ist. Musik-Direktor Jhaveri hat mit dem Darsteller die Solo-Probe begonnen, seine Assistenten üben derweil mit dem Ensemble weiter. Für alle kein leichtes Unterfan-

gen - Noten und Text haben die Darsteller erst am Tag zuvor bekommen, fast niemand kennt sich: Viele sind zum ersten Mal in Deutschland, einige haben in Oberhausen ihr erstes Engagement, kommen frisch aus der Ausbildung auf die Bühne in der Neuen Mitte. Kraus weiß allerdings ganz genau, was er tut, Jhaveri, der ihn am Klavier begleitet und - der Stichworte wegen - auch mal den anderen Part singt, ist mehr als zufrieden: „Fantastisch!“



37 Frauen und Männer aus 13 Nationen erwecken in Oberhausen „Die Schöne und das Biest“ zum Leben

Was macht ein „musical director“, ein musikalischer Leiter? Ganz einfach: „Ich bin dafür zuständig, dass die Leute wissen, was sie wo wann wie zu singen haben in der Show“, erklärt der 35-Jährige. Was wer wann wo wie zu tun hat, bestimmt Glenn Casale: Der Regisseur setzt die Disney-Geschichte in Oberhausen neu in Szene. Das hat der Amerikaner schon bei rund 50 Stücken getan, dazu bei US-Fernseh-Serien. Neue Kostüme wird es für die Produktion, in die Stage Entertainment nach Angaben eines Sprecher rund zehn Millionen Euro investiert, auch geben: Designer Miquel Huidor, der die Schauspiel-Schule der berühmten amerikanischen Yale-Universität absolviert hat,

entwirft Belles märchenhaftes Kleid, das tierische Dress des Biestes, das Teekannen-Outfit der Madame Pottine und die restlichen Kostüme.

Schneiderinnen werden sie den jungen Frauen anpassen, die - kaum dass sie ihre Stimmen aufgewärmt haben wie Sportler ihre Muskeln vor dem Training - richtig schwierige Stellen proben. Christoph Bönecker sitzt am Klavier und erklärt, dass er die „Chaos-Szene“ noch mal üben will: „Weil sie wirklich kompliziert ist“, erklärt er auf Englisch, damit's alle verstehen, vor allem da, wo's in die Dreistimmigkeit geht. „Im ersten Teil sollen wir nicht atmen, oder?“, fragt Isabel ein bisschen unsicher. „Nee, lieber nicht“, antwortet Bönecker, „und wenn, dann chorisches Atmen - nicht alle zur gleichen Zeit“ - damit das Atmen letztendlich eben gar nicht zu hören ist.

Kaum Zeit zum Luft schnappen werden die Darsteller ab dem 18. Dezember am Wochenende haben: Samstags und sonntags wird es jeweils zwei Aufführungen von „Die Schöne und das Biest“ im Metronom-Theater geben, mittwochs, donnerstags und freitags je eine, und das mindestens ein Jahr lang. Die Produktionen der Stage Entertainment seien in der Regel so kalkuliert, dass sie bei der erwarteten Auslastung des Theaters in einem Jahr die Produktionskosten wieder einspielen, erklärt Sprecher Michael Rohde - laufen sie gut, werden sie aber selbstverständlich auch länger gespielt. Und sie sind so angelegt, dass sie auch in anderen Häusern des Unternehmens gezeigt werden können: Das ist der Grund, warum das Theater in der Neuen Mitte eine klassische Guckkasten-Bühne bekommen, warum der „Tabaluga und Lilli“-Steg in der Mitte des Zuschauerraumes weichen musste.

Schließlich sollen, wird die Region der Geschichte um Belle und den verwunschenen Prinzen irgendwann müde, hier ohne viel Aufwand andere Produktionen der Unterhaltungsfirma gezeigt werden können. Welche das sein mögen, darüber hält sich das Unternehmen hübsch bedeckt. Ob also jemals der „König der Löwen“ in Oberhausen brüllen wird, bleibt vorerst ein Geheimnis.

FOTO: STAGE ENTERTAINMENT

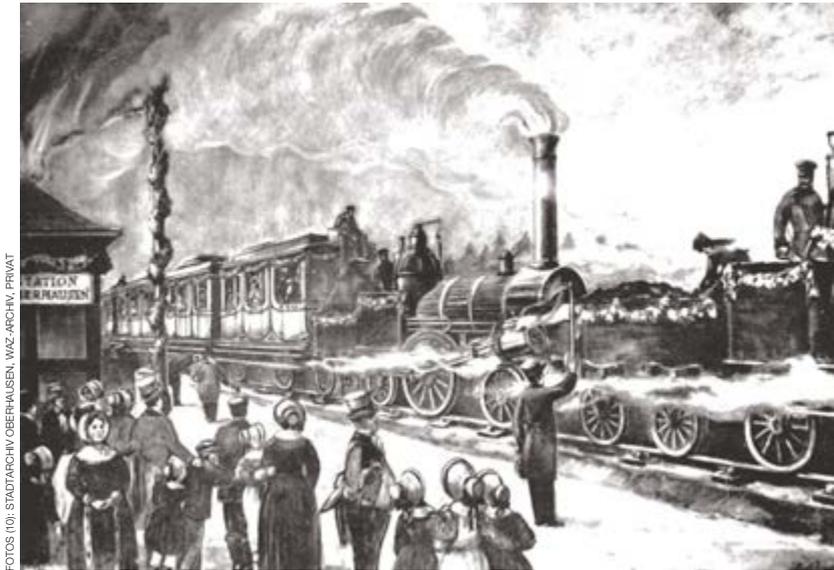
Arnheims Bürgermeister: „Die Eisenbahn verbindet die Herzen unserer Städte“

*Vor 150 Jahren wurde
Oberhausen auf der Schiene
das „Tor nach Holland“*

VON DIETRICH BEHREND

Unsere Stadtgeschichte beginnt phänomenal: Mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Oberhausen - Arnheim am 18. Oktober 1856 wurde der nach dem etwa zwei Kilometer entfernten gräflichen Schloss an der Emscher benannte Bahnhof in der Lipperheide vor 150 Jahren zum wichtigsten Bahnknotenpunkt Westdeutschlands, einen Ort Oberhausen gab es aber nicht. Die Gemeinde und Bürgermeisterei wurde erst 1862 aus der Taufe gehoben. Beim Start der Oberhausener Straßenbahn 1897 nannte GHH-Direktor Carl Lueg unsere Stadt „ein Kind der Eisenbahn“.

Die für die Stadtentwicklung so wichtige Hollandbahn war eine schwere Geburt. Fast zwei Jahrzehnte dauerte es von der ersten Idee bis zur Inbetriebnahme der internationalen Strecke. Die erste Initiative ging von unserem Nachbarland aus. Sieben Jahre nach dem Start der ersten Eisenbahnstrecke überhaupt, der Verbindung zwischen Stockton und Darlington in Nordengland, und drei Jahre vor der Eröffnungsfahrt auf der ersten deutschen Strecke von Nürnberg nach Fürth gründeten Amsterdamer Handelsleute 1832 einen Eisenbahnausschuss, der sich



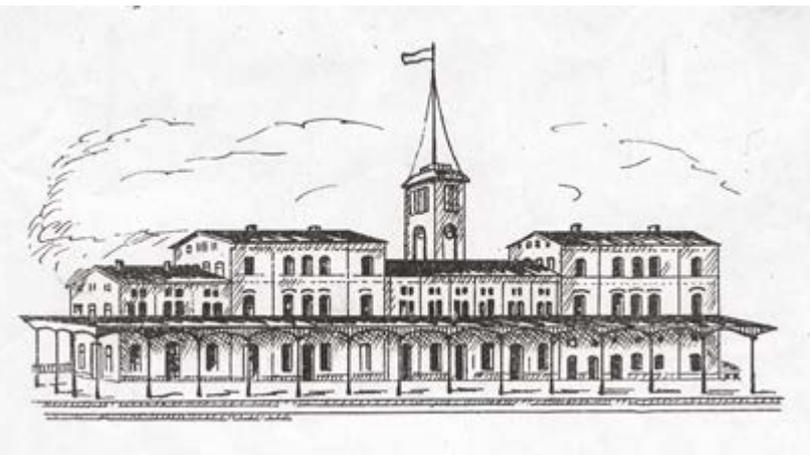
FOTOS (10): STADTARCHIV OBERHAUSEN, WAZ-ARCHIV, PRIVAT

*Mit dem Eintreffen des ersten Zuges der
Cöln-Mindener Eisenbahn (CME) am 15. Mai
1847 in der nach dem etwa zwei Kilometer
entfernten gräflichen Schloss an der Emscher
benannten Station in der Lipperheide begann
die Oberhausener Eisenbahn- und auch
Stadtgeschichte. Zu Fuß, zu Pferd oder auf
Fuhrwerken strömten die Menschen aus den
umliegenden Dörfern herbei, um das große
Ereignis, den Beginn des Eisenbahnzeitalters
in unserer Heimat, mitzerleben. Als neun
Jahre später die Hollandstrecke in Betrieb
ging, wurde die einsame Heidestation ein
wichtiger Eisenbahnknotenpunkt.*

für den Bau einer rechtsrheinischen Bahn vom Seehafen Amsterdam nach Köln stark machte. 1830 waren mit Liverpool und Manchester die ersten bedeutenden Städte durch das neue Verkehrsmittel miteinander verbunden worden. Das Amsterdamer Gremium schickte einen mit den Anfängen des Eisenbahnwesens in England vertrauten Beauftragten, einen Oberstleutnant Bake, zu Verhandlungen mit deutschen Stellen ins Rheinland und nach Berlin.

Konkurrent Belgien

Die Amsterdamer Kaufleute mussten die belgische Konkurrenz fürchten: Bevor der Niederländer Bake im April 1832 mit dem Kölner Regierungspräsidenten Delius Kontakt aufnahm, hatte dieser bereits mit einem belgischen Abgesandten über eine Eisenbahn-



Nach Eröffnung der Hollandstrecke reichte die bescheidene Station von 1847 in der noch menschenleeren Lipperheide nicht mehr aus. 1859 wurde dieses recht stattliche Bahnhofsgebäude mit Uhrturm fertiggestellt. Kein Bahnhof in der weiteren Umgebung konnte sich damals mit diesem neuen Bahnhof messen. Auch Alfred Krupp bestieg hier den Zug nach Berlin. Am 13. Juli 1864 traf er im Bahnhof mit Zar Alexander II. zusammen, der nach Den Haag unterwegs war.

verbindung von Köln nach Antwerpen verhandelt. Der erst seit zwei Jahren existierende belgische Staat war bestrebt, durch eine Eisenbahnverbindung mit dem Rheinland sich gegenüber den Niederlanden wirtschaftlich und politisch zu behaupten. Der Schienenweg vom Rhein an die Schelde wurde am 15. Oktober 1843 als erste deutsche Auslandsverbindung in Betrieb genommen.

Bake wusste sich in Preußen bei höchsten Stellen Gehör zu verschaffen und wurde sogar vom König zu einer Audienz empfangen. Warum der Niederländer aber schließlich scheiterte, ist nicht mehr zu ergründen. „Die Akten schweigen über den Mann, der mit unermüdlicher Tatkraft und ehrlichem Eifer Zielen nachstrebte, für die seine Zeit wohl noch nicht reif war“, heißt es in der 1956 herausgebrachten Schrift „Hundert Jahre Eisenbahn Oberhausen - Holland“.

Allerhöchste Kabinettsordre

Erst zehn Jahre später kam das Projekt wieder auf die Tagesordnung. Der Anstoß dazu kam diesmal von deutscher Seite. Am 18. Dezember 1843 erhielt die Cöln-Mindener Eisenbahngesellschaft (CME) durch

„allerhöchste Kabinettsordre“ die Konzession zum Bau der Köln-Mindener Strecke. Mit dem Eintreffen des ersten Zuges am 1. Mai 1847 auf dem kleinen Heidebahnhof begann die Oberhausener Eisenbahn- und Stadtgeschichte. „Einsam und verlassen lag der Lipperheider Bahnhof, wie er anfangs genannt wurde, inmitten von lockeren Kiefern- und Birkenbeständen und ließ nichts von seiner kommenden Bedeutung ahnen, ein einfaches Stationsgebäude aus Fachwerk und ein hölzerner provisorischer Schuppen für drei Lokomotiven: das war der Anfang“, liest man in der Festschrift von 1951 zum 50jährigen Bestehen des Eisenbahn-Fahrbeamtenvereins Oberhausen Hbf. Nur ein Jahr später wurde die Zweigbahn nach Ruhrort eröffnet.

Für die Cöln-Mindener (CME) lag es nahe, den nordwestlichen Punkt ihrer Hauptstrecke, die in der Lipperheide von Süden kommend nach Osten abbiegt, mit dem Endpunkt Arnheim der seit 1845 in Betrieb



Im Gründungsjahr 1862 der Bürgermeisterei Oberhausen kam zu der Köln-Mindener und der Hollandstrecke die Bergisch-Märkische Strecke über Mülheim und Essen nach Dortmund und Witten mit zunächst eigenem Kopfbahnhof in unmittelbarer Nähe des vorhandenen Bahnhofs hinzu. Die beiden Bahnhöfe sowie der Bahnhof Oberhausen-West der Rheinischen Bahn nach Rheine wurden ab 1886 zu einem Zentralbahnhof zusammengelegt. Unsere Ansichtskarte aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigt das im Dreikaiserjahr 1888 fertiggestellte Empfangsgebäude. Die aus den Niederlanden ankommenden Reisenden, die ihre Fahrt erst am folgenden Tag fortsetzten, stiegen im Hotel „Hof von Holland“ an der Stöckmannstraße ab.



Der Zentralbahnhof von 1888 konnte mit einer auf 80 eisernen Säulen ruhenden Perronhalle aufwarten, in der vor dem Ersten Weltkrieg täglich 200 Züge hielten. Den Zug auf der bergisch-märkischen Strecke nach Essen und weiter nach Dortmund erreichten die Reisenden außerhalb der Halle auf dem Gleis rechts. Der Zentralbahnhof wurde erst 1934 vom heutigen Hauptbahnhof abgelöst.

befindlichen niederländischen Rheinbahn zu verbinden. Die Verhandlungen begannen 1847, es dauerte aber noch mehrere Jahre, bis alle Stolpersteine auf dem Weg zur Verwirklichung des Bahnprojektes beseitigt waren.

Stolperstein Spurbreite

Ein Stolperstein war die unterschiedliche Spurbreite der Schienenwege diesseits und jenseits der Grenze. Die Niederländer wollten die Züge auf ihrer breiteren Spur bis Emmerich rollen lassen, wo der Spurwechsel erfolgen sollte. Darauf wollte sich die preußische Regierung auf keinen Fall einlassen. Auf Druck aus Berlin und von niederländischen Handelskreisen, die in unterschiedlichen Spurbreiten Nachteile für den internationalen Handel sahen, gab Den Haag schließlich nach. In einem mit Preußen am 18. Juli 1852 abgeschlossenen Staatsvertrag verpflichteten sich die Niederländer, die vorhandene Bahnstrecke Amsterdam - Arnheim auf Normalspur umzurüsten, die auch für alle künftigen Bahnstrecken in ihrem Land maßgeblich sein sollte.

Zeit raubende Probleme tauchten bei der endgülti-

gen Festlegung der Trassenführung auf. Im Hinblick auf die Ruhrorter Häfen beanspruchte Duisburg den Ausgangspunkt der Strecke. Weil aber Ruhrort bereits seit 1848 durch die Stichbahn nach Oberhausen an das Bahnnetz angeschlossen war, scheiterte Duisburg mit seiner Forderung. Vergeblich bemühten sich die Reeser, die Strecke über ihre Stadt geführt zu bekommen.

Sterkrade erfolgreich

Erfolgreich war dagegen

Sterkrade in der Auseinandersetzung um die Trassenführung. Die Sterkrader Hütte unterhielt schon damals enge Geschäftsbeziehungen zum Nachbarland und war deshalb an einem Bahnanschluss dringend interessiert. Die ursprüngliche Planung der CME sah vor, die Bahn von Dinslaken aus schnurgerade über Holten durch das Holtener Bruch zum Bahnhof in der Lipperheide zu führen. Die Sterkrader sollten mit einer Pferdebahn vom Holtener Bahnhof aus abgespeist werden. Die Hütte protestierte energisch, Franz Haniel, Kohlenhandelsherr aus Ruhrort und Mitgewerke der Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen (später GHH), wurde in Berlin bei höchsten Stellen vorstellig. 1851 fiel die Entscheidung, die Strecke in einem leichten Bogen über Sterkrade nach Oberhausen zu führen. Holten blieb außen vor und musste bis 1886 warten, ehe es nach langen Bemühungen endlich eine Haltestelle bekam: eine halbe Stunde vom Ort entfernt und noch auf eigene Kosten.

Festessen in Deutz

Vom 30. Dezember 1852 ist der Vertrag datiert, mit dem die preußische Regierung der CME die Konzession mit der Verpflichtung erteilte, die Hollandstrecke in drei Jahren fertig zu stellen. Über Verzögerungen beim Bahnbau zeigten sich die Niederländer verärgert, so dass der zuständige preußische Minister sich veranlasst sah, den Bahnbauern Dampf zu machen. Die Sterkrader Brückenbauer beeilten sich mit der Errichtung der Lippebrücke, so dass am 18. Ok-

tober 1856 die 97 Kilometer lange Strecke bis Arnheim dem Verkehr übergeben werden konnte. An diesem Tag rollte der Eröffnungszug mit den niederländischen und deutschen Festgästen über die neue Strecke nach Köln-Deutz; weil es in Köln noch keine Eisenbahnbrücke über den Rhein gab, war in Deutz Endstation. Die Bahngesellschaft gab in einem Deutzer Hotel ein Festessen. Die niederländischen Gäste reisten am folgenden Tag mit einem Extrazug über Oberhausen wieder heimwärts.

„In seltener Pracht“

Den bescheidenen Bahnhof in der Lipperheide werden die Fahrgäste kaum zur Kenntnis genommen haben. Das sollte sich bald ändern. Der zum Knotenpunkt gewordene Heidebahnhof musste rasch erweitert werden. 1859 wurde der zweite von den insge-



Die geruhsame Vergangenheit wurde am 19. Oktober 1956 bei Ankunft des Traditionszuges aus Arnheim im Oberhausener Hauptbahnhof hinter den damals modernsten Dieselloks der Deutschen Bundesbahn (DB) und der Niederlande Sporwegen (NS) deutlich. Auf Rungenwagen brachte der Sonderzug einen Nachbau des sog. Ludwigszuges mit, der 1835 auf der sechs Kilometer langen Strecke von Nürnberg nach Fürth das Eisenbahnzeitalter in Deutschland eingeleitet hat. In den kutschenartigen Wagen waren Schülerinnen des Oberhausener Mädchengymnasiums in Biedermeier-Kostümen mitgereist.



Platzkonzert vor dem Bahnhof: Oktober 1956 feierten Bundesbahn und Niederlande Sporwegen (NS), Oberhausen und Arnheim an zwei Tagen gemeinsam im Geist der Völkerverständigung das Jubiläum „Hundert Jahre Eisenbahn Oberhausen - Holland“. Das Jubiläum 25 Jahre später fiel u. a. wegen Unstimmigkeiten zwischen Bundesbahn und Stadt Oberhausen - es ging um die Modernisierung des Hauptbahnhofs - wesentlich bescheidener aus.

samt vier Bahnhöfen in der Oberhausener Eisenbahngeschichte fertiggestellt: ein recht stattliches, von einem Uhrturm gekröntes Empfangsgebäude „in seltener Pracht für die damalige Zeit“, wie es in einer Chronik heißt. Und weiter: „Kein Bahnhof in der weiteren Umgebung konnte sich, was Größe der Anlage und den Verkehr betraf, mit Oberhausen messen.“ Bei Gründung der Gemeinde 1862 waren außer dem Empfangsgebäude vorhanden: zwei Lokschuppen, Magazin, Werkstatt, Schmiede und zwei Wohnhäuser für Bahnarbeiter. Anschlussbahnen verbanden die umliegenden Fabriken und Zechen mit dem Bahnhof.

Mit der Fertigstellung der Bahnstrecke nach Arnheim war Oberhausen zum „Tor nach Holland“ und für die Niederländer zu einem wichtigen Umsteigebahnhof geworden. Das galt besonders nach der Eröffnung des Bahnhofs der Bergisch-Märkischen Bahn (BME) am 1. März 1862. Diese Bahngesellschaft hatte den gleich neben dem Bahnhof der CME gelegenen Gasthof Benninghoff erworben und wegen des

Anschlusses nach Holland zur westlichen Kopfstation (neben Duisburg) der Strecke über Mülheim/Ruhr und Essen nach Dortmund und Witten umgebaut. Die Reisenden aus dem Nachbarland, die ihre Reise erst am folgenden Tag fortsetzen wollten, stiegen im „Hof von Holland“ ab. Das nach Eröffnung der Hollandstrecke an der Stöckmannstraße entstandene Hotel entwickelte sich nach Fertigstellung eines recht komfortabel eingerichteten Anbaus zum „ersten Haus am Platz“.

Zar und tote Exkaiserin

Als Folge der Bahnverbindung nach den Niederlanden machten auch „gekrönte Häupter“ und sonstige

Persönlichkeiten aus allerhöchsten Kreisen in Oberhausen Station. Auf einer Reise „mittels Extrazug“ (Zeitungsmeldung) traf Zar Alexander II. von Russland am 13. Juli 1864 im Bahnhof mit Alfred Krupp zusammen, der dem Herrscher Angebotsunterlagen für Erzeugnisse seines Unternehmens überreichte. Am 18. April 1921 hatte der Sonderzug mit der toten Exkaiserin Auguste Viktoria auf der Fahrt von Holland nach Berlin in Oberhausen zwölf Minuten Aufenthalt. Nach seiner Abdankung war Kaiser Wilhelm II. am 10. November 1918 in die Niederlande geflohen und hatte sein Exilquartier in Doorn bei Utrecht aufgeschlagen. Hier starb Auguste Viktoria im

Frühjahr 1921. Eine große Trauergemeinde mit Oberbürgermeister Havenstein an der Spitze erwies der toten Exkaiserin die letzte Ehre. Die Menge musste auf drei Bahnsteige des im Dreikaiserjahr 1888 fertiggestellten Zentralbahnhofs, des dritten Oberhausener Bahnhofs, verteilt werden.

Der „Rheingold“

Die Hollandstrecke ist eng mit dem Namen eines der renommiertesten europäischen Expresszüge verbunden. Am 15. Mai 1928 startete der legendäre „Rheingold“ in Hoek van Holland (mit Anschluss

von England) zu seiner ersten Fahrt nach Basel: ein Star unter den internationalen Fernzügen. Sein Erscheinungsbild hob sich wohltuend vom damals üblichen Graugrün der Personenwagen ab. Der „Rheingold“ glänzte in Beige und Violett, von goldenen Linien markiert, von silberfarbenen Dächern gekrönt. In den Erste-Klasse-Wagen machten es sich die Fahrgäste in schweren, verrückbaren Polstersesseln mit hoher Rückenlehne bequem. Schwere Vorhänge umrahmten die Fenster, auch Tischlämpchen gehörten zur komfortablen Innenausstattung. Für Oberhausen hatte der Luxuszug einen Fehler: Ohne Halt brauste



So sah unser Bahnhofsvorplatz vor 50 Jahren aus, als das hundertjährige Bestehen der Hollandstrecke gefeiert wurde. Am Bahnhofsturm warb eine Leuchtschrift für die Gutehoffnungshütte Oberhausen. Die Eingangshalle war damals niedrig, durch den Einbau einer Zwischendecke konnte der Sterkrader Kinokaufmann Franz Röder 1954 mit dem Filmklassiker „Vom Winde verweht“ das „Balli“ (Bahnhof-Lichtspiele) eröffnen. Dadurch leistete Röder einen wesentlichen Beitrag dazu, die wegen finanzieller Probleme der Bahn sehr schleppende Kriegsschädenbeseitigung im und am Hauptbahnhof zum Abschluss zu bringen. Die Menschen im Vordergrund warten auf die Straßenbahn.

Oberhausener Mädchengymnasiums in Biedermeierkostümen mit.

Nur eine Minute hielt der Sonderzug aus Arnheim in Sterkrade, der nur ein mehr als sparsames Programm erlaubende kurze Aufenthalt entsprach dem Vorstadtcharakter, der dem Bahnhof „im Schatten des großen Bruders Oberhausen“ bereits anhaftete, als Sterkrade noch eine selbständige Stadt mit 50.000 Einwohnern war. Böllerschüsse begrüßten den Jubiläumszug, als dieser den Schlackenbegebiert (heute Gewerbegebiet Am Kaisergarten) passierte. Die Ankunft des Zuges mit den Gästen aus dem Nachbarland im Hauptbahnhof gestaltete sich Presseberichten zufolge „zu einem wahren Volksfest“. Arnheims Bürgermeister Matser in seiner Ansprache an die Oberhausener: „Die Eisenbahn verbindet die Herzen unserer Städte.“

„Beglückendes Erlebnis“

Eine Oberhausener Zeitung kommentierte den deutsch-niederländischen Festtrubel im und vor dem Hauptbahnhof wie folgt: „Die Niederländer reichten uns die Hand zu einem Neubeginn in den Beziehungen zwischen beiden Völkern und den Städten Arnheim und Oberhausen. Das war ein beglückendes Erlebnis für uns Deutsche.“ In der Folgezeit gab es zwischen beiden Städten jahrelang enge Kontakte vor allem auf kultureller und gesellschaftlicher Ebene und viele persönliche Beziehungen über die damals noch vorhandenen Schlagbäume hinweg. In der Pflege gesellschaftlicher Kontakte taten sich die Karnevalisten besonders hervor.

Die Eisenbahn vermittelte auch Kunstgenuss. Seit 1950 brachten in Emmerich eingesetzte Sonderzüge Theaterfreunde vom rechten Niederrhein nach Oberhausen. In der Ära des Intendanten Kruchen (1951 bis 1959) reichte die Beliebtheit unseres damals Oper, Operette, Ballett und Schauspiel bietenden Stadttheaters bis ins Nachbarland: Am 18. April 1957 traf der

erste „Opera-Train“ mit 400 Niederländern, unter ihnen Arnheims Bürgermeister, in Oberhausen ein. Die Gäste sahen und hörten an der Ebertstraße die Bizet-Oper „Carmen“. Heute lockt das CentrO die Niederländer nach Oberhausen.

Auch auf der Straße

Das vom Oberhausener Verkehrsverein emsig geförderte, nie als solches offiziell anerkannte Partnerschaftsverhältnis erhielt noch einmal neuen Auftrieb,



Stand für das Jubiläum „125 Jahre Eisenbahn Oberhausen - Arnheim“ 1981 nicht mehr zur Verfügung: Die Hauptbahnhofs-gaststätte (früher Wartesaal 1. und 2. Klasse), die zur Spitze der Oberhausener Gastronomie gezählt hat, wurde August 1980 geschlossen. Das Erinnerungsfoto zeigt den über zwei Geschosse reichenden Restaurant-raum mit dem großflächigen Wandbild: symbolische Darstellung der Stadt des Eisens, der Kohle und der Chemie.

als 1965 zu dem Schienenband die Autobahn als zweites verbindendes Glied hinzu kam, Oberhausen auch auf der Straße zum „Tor nach Holland“ wurde. Ihrer Freude darüber brachte die damalige Oberbürgermeisterin Luise Albertz am 18. Mai 1966 in einem kurzen Festakt auf Bahnsteig 4 des Hauptbahnhofs zum Ausdruck. Anlass war die Inbetriebnahme der elektrifizierten Hollandstrecke. Kinder der Marktschule schwenkten Papierfähnchen, die Knappenka-

pelle der Zeche Jacobi stimmte einen Präsentiermarsch an, als der von einer elektrischen „Rheingold“-Lok gezogene Sonderzug Den Haag - Köln der Nederlandse Spoorwegen (NS) in den Hauptbahnhof rollte. Nur zehn Minuten dauerte die Feier auf dem Bahnsteig. Als der Sonderzug Oberhausen wieder verließ, war Luise Albertz unter den Fahrgästen, um unsere Stadt auf einer Veranstaltung im Kölner Gürzenich zu vertreten.

Keinen Sonderzug aus den Niederlanden gab es beim Jubiläum „125 Jahre Hollandbahn“ im Oktober 1981. Von der inoffiziellen Partnerschaft Oberhausen/Arnheim war inzwischen nicht viel übrig geblieben. Im Zeichen des sich verfestigenden Europepage-

dankens waren die Menschen zur Tagesordnung übergegangen. Die Bundesbahn lud zu einem „Tag der offenen Tür“ ein, an dem sich die Stadt nicht beteiligte. Im Bahnhof konnte nicht gefeiert werden, weil die Hauptbahnhofsgaststätte, die zur Spitze der Oberhausener Gastronomie gezählt hatte, seit August 1980 geschlossen war und der Umbau der ebenfalls geschlossenen Schänke in der Bahnhofshalle ebenfalls auf sich warten ließ.

Stadt war verstimmt

Im Rathaus war man verstimmt über die zögerliche Haltung der Bundesbahn bei der dringend notwendigen Modernisierung des 1934 seiner Bestimmung übergebenen Hauptbahnhofs, des vierten in

der Reihe der Oberhausener Bahnhöfe. Es ging damals auch bereits um den von der Stadt angestrebten Tunneldurchstich zur Hansastrasse, eine 3 Mio. DM teure Maßnahme, für die man sich bei der mit finanziellen Problemen kämpfenden Bundesbahn damals nicht begeistern konnte. Aber das ist Vergangenheit. In einer gemeinsamen Kraftanstrengung der Internationalen Bauausstellung Emscherpark (IBA), der Deutschen Bahn und der Stadt wurde unser Hauptbahnhof „aufgemöbelt“, jubelte IBA-Chef Prof. Karl Ganser

bei der am 8. und 9. Mai 1999 gefeierten Wiedereröffnung: „Oberhausen hat den schönsten Bahnhof im Revier“. In dem auf Hochglanz gebrachten Bahnhof könnte das Jubiläum „150 Jahre Eisenbahn Arnheim - Oberhausen“ zünftig gefeiert werden, die im Europa ohne Schlagbäume eingeschlafene Partnerschaft zu neuem Leben erweckt werden.



FOTO: JOPPEK

Der legendäre „Rheingold“-Express brauste mit Volldampf durch unseren Bahnhof, der ICE auf der Hollandstrecke meint es besser mit Oberhausen. Nach dem bei Erscheinen dieser Jahrbuch-Ausgabe gültigen Fahrplan hält der schmittige Schienenflitzer auf der Hollandstrecke siebenmal täglich in beiden Richtungen im Hauptbahnhof: auf Gleis 9 nach Amsterdam und auf Gleis 13 nach Frankfurt/Main.

STADTENTWICKLUNG

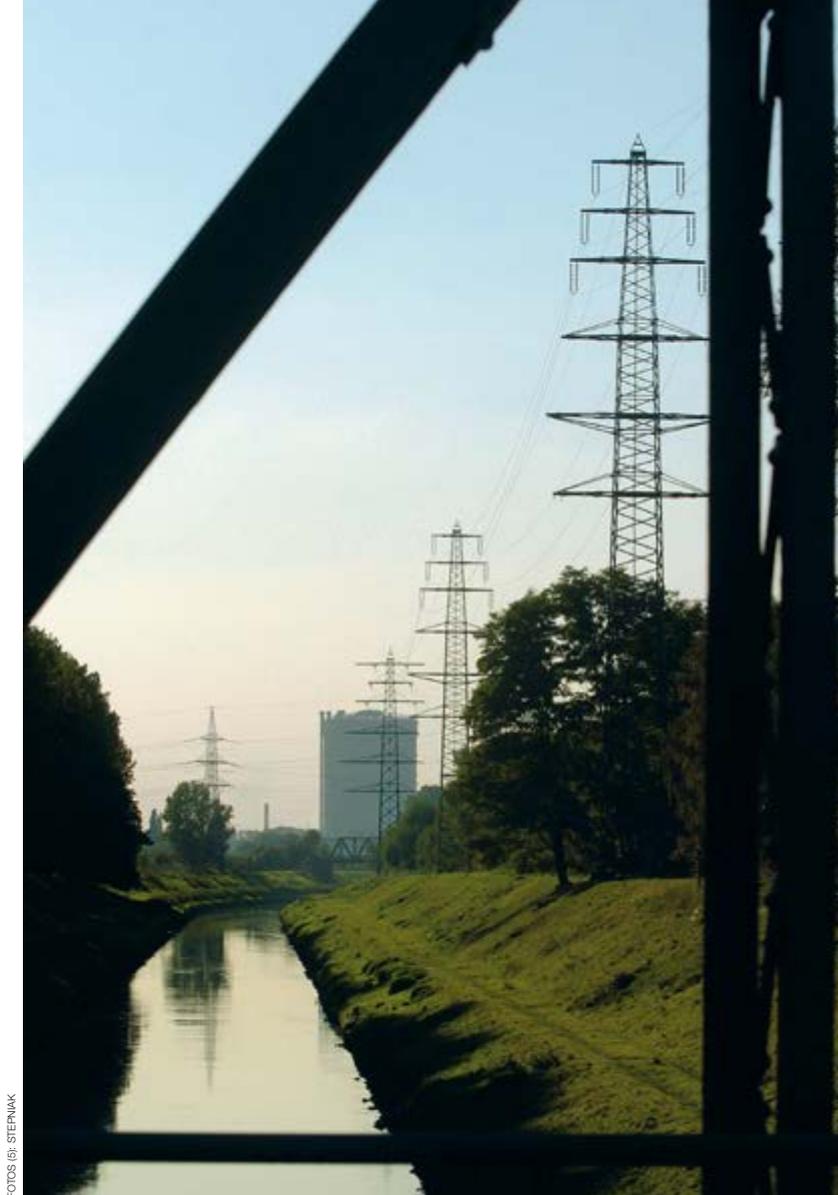
„An der schönen blauen Emscher“

Die Wiedergeburt eines Flusses

VON HEINZ INGENSIEP

1996 ging das Theater Oberhausen in die Kläranlage. Das schien der angemessene Ort, eine Revue aufzuführen, die sich um ein Gewässer dreht, mit dem die Oberhausener in Hassliebe verbandelt sind. Das Stück hatte dementsprechend den verheißungsvoll ironischen Titel „An der schönen blauen Emscher“. Spielort war das Klärwerk Emschermündung im Städtedreieck Oberhausen/Duisburg/Dinslaken. Es ging um „Aufklärung“ besagter Beziehungskiste zwischen Stadt und Fluss, sozusagen. Damals waren es noch drei Jahre bis zur Oberhausener Landesgartenschau, der „Olga '99“. Die Emschergenossenschaft, kurz vor dem eigenen 100-Jahre-Jubiläum, hatte versprochen, bis dahin zumindest die Anruchigkeit des größten offenen Abwasserkanals Europas gedämpft zu haben. In Bottrop stand die Erneuerung des dortigen Klärwerks vor der Fertigstellung. Die Duft-Verbesserung gelang nur teilweise, aber vor allem der Anblick der „Köttelbecke“, wie die Emscher im Volksmund heute noch heißt, ließ sich so schnell nicht verändern.

Zehn Jahre nach der Theater-Aufführung im Klärwerk liegt nun ein „Drehbuch“ auf dem Tisch: der „Masterplan“ mit dem klangvollen Titel „emscher:zu-



FOTOS: IBI, STERNIK

Die Emscher: In 20 Jahren soll es in ihrem Umfeld ganz anders aussehen

kunft“. Erst einmal nur ein Entwurf, der durch die Gremien und Bürgerversammlungen der Region tourt, um dann voraussichtlich 2006 eine vollendete Regieanweisung zu sein. Inhalt: der Umbau des gesamten Emschersystems in den nächsten zwei Jahrzehnten - ein Vorhaben, das nach bisherigen Berechnungen 4,4 Milliarden Euro kosten wird. Ziel: keine „blaue“, aber ein schönere Emscher.

Zurück zur Natur? Ja, schon, aber nicht zurück in die Vergangenheit. Denn das hieße: Überschwemmungen, Sumpflandschaft, unkontrolliertes



Weist schon in die „neue Emscherwelt“: das ehemalige Klärwerk Sühlstraße, heute Sitz der Garten- und Landschaftsbauer in NRW

Schmutzwasser - all die Probleme, deretwegen vor 107 Jahren die Emschergenossenschaft gegründet wurde. Damals hatte man nur ein Ziel: das eigentlich unbedeutende, aber nicht zu bändigende Fließgewässer in den Griff zu bekommen. Fast fünf Jahre nach der Gründung der Genossenschaft, der neben Städten und Gemeinden auch Bergbauunternehmen und andere Unternehmen mehr oder minder zwangsweise beitraten, wurde mit den Arbeiten am ersten Emscherumbau begonnen, auf dem Abschnitt zwischen Walsum und Oberhausen. Der ständig über die Ufer tretende Fluss wurde in ein offenes Bett aus Beton gezwungen, das sowohl das Oberflächenwasser als auch die Abwässer aus industriellen Betrieben und den Kommunen aufnahm - wofür diese seitdem zu zahlen haben, um das ganze System zu finanzieren.

Nachdem es bereits 1925 Überlegungen gegeben hatte, die Mündung der Emscher in den Rhein erneut

zu verlegen, wurde diese Maßnahme Ende der 30er Jahre immer dringlicher. Ergebnis der Planungen: Abzweigend auf Oberhausener Stadtgebiet, wurde 1938 ein weitgehend gradliniger Lauf mit einer Länge von 14 Kilometern in Angriff genommen, der seine Mündung in Dinslaken haben sollte, auf einem Flurstück namens „Stapp“. Die Bauarbeiten mussten Ende 1943 wegen des von den Nazis ausgerufenen „Totalen Krieges“ gestoppt werden. Erst am 4. Oktober 1949 wurde das Projekt „Emscherumleitung“ abgeschlossen.

Als der Bergbau in den 1950er Jahren erstmals in die Krise kam, die sich später noch verschärfen sollte, nahm der Anteil an industriellem Abwasser in der Emscher stetig ab. Im Gegenzug wurde ihr durch die steigende

Einwohnerzahl immer mehr „häusliches“ Abwasser auch aus Oberhausener Haushalten zugeführt. Die Zusammensetzung der „Kloake“ veränderte sich. Das machte eine besondere Art der Klärung und damit den Bau neuer Kläranlagen notwendig.

So wurden die Planung und der Bau einer Großkläranlage am nördlichen Stadtrand zum wichtigsten Projekt der Emschergenossenschaft in den 30 Jahren nach Kriegsende. Bereits 1954 wurde eine Versuchsanlage an der Emschermündung in Dinslaken in Betrieb genommen, um hier - im Gegensatz zur mechanischen in Bottrop - die biologische Klärung des Emscherwassers zu testen. Die Ergebnisse mündeten in ein Großprojekt, das rund 210 Millionen Mark kosten und die Genossenschaft annähernd 25 Jahre beschäftigen sollte. Die Kläranlage Emschermündung (kurz KLEMM) wurde 1977 eingeweiht, war damit aber längst noch nicht fertig.

Bis in unser Jahrhundert hinein wurde an einer Erweiterung und Verbesserung gefeilt, die weitere 205 Millionen Mark verschlang. Zu den vorhandenen Klär-

becken gesellten sich weitere sechs so genannte „Belebungsbecken“, die drei weithin sichtbaren, 42 Meter hohen „Faultürme“ (laut EG die größten ihrer Art in der Welt) zur Aufbereitung des Klärschlammes sowie ein Blockheizkraftwerk, in dem das anfallende Klärgas zur Eigenversorgung der Kläranlage mit Strom und Wärme verwertet wird. Bei der Inbetriebnahme des Gesamt-Komplexes auf 75 Hektar Land der drei Städte Dinslaken, Duisburg und Oberhausen schloss die EG ihr Klärwerksprogramm ab. Der Vorstandschef der Emschergenossenschaft,



Schnurgerade und als offener Abwasserkanal angelegt: die Emscher in Höhe der Konrad-Adenauer-Allee

Dr. Jochen Stemplewski, erklärte den 3. Juli 2001 zu einem „denkwürdigen Tag für die Region“. Mit dem erweiterten „KLEMM“ sei die gesamte Reinigungskapazität fertiggestellt, die zum Umbau des Emschersystems benötigt werde. Die Emscher sei nun „reif“ für ihre Erneuerung, die mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen werde.

Erste Überlegungen, den Fluss endgültig „aufzumöbeln“, ihm das Image einer „Köttelbecke“ zu nehmen und das Leben an seinen Ufern attraktiver zu gestalten, gab es in den 1980er Jahren. Als „Versuchsgewässer“ für eine Gesamt-Renaturierung des Emschersystems diente auf Mülheimer und Oberhausener Gebiet der Läppkes Mühlenbach. Er wurde von der EG von 1989 bis 1991 auf einer Länge von von 1,8 Kilometern naturnah gestaltet. Der Unterlauf von 1,1 Kilometern Länge im Bereich Borbeck blieb bislang ein offener Schmutzwasserlauf; ihn will die Emschergenossenschaft in den nächsten Jahren in Angriff nehmen.

Andere Versuche, den Menschen am Fluss die Emscher näher zu bringen, war die Öffnung der Betriebswege. Im Jahr der Landesgartenschau „Olga '99“ wurde in Oberhausen ein erstes, 3,7 Kilometer langes Teilstück des „Emscherradweges“ freigegeben. Anfang des neuen Jahrtausends war der „Emscherschnellweg“ für Radler zwischen Dinslaken und Dortmund bis auf wenige Abschnitte vollendet.

Einen weiteren Vorschmack auf den großen Umbau bekamen die Oberhausener ab Frühjahr 2002 in Buschhausen unweit der Müllverbrennungsanlage. Dort begann die Emschergenossenschaft mit den ersten Arbeiten zur „Verrohrung“ des Abwasserkanals am so genannten „Hauptsammler Oberhausen“. Mit einem Aufwand von 7,4 Millionen Euro wurden Rohre auf einer Länge von rund einem Kilometer unterirdisch vorgetrieben, unter dem Rhein-Herne-Kanal und unter der Autobahn 42 hindurch. Der Hauptsammler Oberhausen übernimmt hier Abwasser aus einem 700 Hektar großen Einzugsgebiet mit rund 40.000 Haushalten. Auf die Arbeiten, die im Herbst 2003 abgeschlossen wurden, folgt der Umbau des Wassersystems der „Kleinen Emscher“ in Richtung Duisburg - ein Projekt,

das allein weitere 76 Millionen Euro verschlingt. Angesichts solcher Perspektiven meinte Oberhausens Planungsdezernent Peter Klunk beim ersten Rammschlag im April 2002, dass das Wohnen an der Emscher in etwa 20 Jahren „von den Maklern in Prospekten angepriesen“ werde.

Doch auch diese Maßnahmen waren nur eine Art Vorbereitung, denn auf den „großen Wurf“ musste man bis zum Frühjahr 2005 warten. Die obersten Emschergenossen wählten für die Präsentation ihres „Masterplans“ einen symbolträchtigen Ort: die stillgelegte Kläranlage an der Sühlstraße im Stadtteil Borbeck, wo inzwischen die nordrheinischen und westfälischen Garten- und Landschaftsbauer ihr gemeinsames Hauptquartier aufgeschlagen haben. EG-Chef Dr. Jochen Stemplewski hatte als Begleitmaterial für die Präsentation der vorläufigen Pläne schon mal Futuristisches mitgebracht: ein paar Reiseführer-Titel, wie sie so um 2024 aussehen könnten: „Insider-Tipp: Emschertal“.

Ein dickes Werk, dieser „Masterplan emscher:zukunft“, mit dem der Fluss „aufleben“ soll. Ein 158 Seiten starkes Bilderbuch darüber, wie es sein wird - oder auch nicht. Eben ein euphorischer Entwurf. Aber selbst der sonst eher zurückhaltende Leiter des städtischen Bereiches Umwelt, Helmut Czichy, schwang sich zu der Formulierung auf: „Aus dem Hinterhof der Stadt wird ein Vorgarten“.

Tatsächlich ist der Entwurf eine gewisse Revolution. Im ersten Schritt soll das Abwasser zwischen Borbeck und dem Klärwerk Emschermündung ab 2007 in einem zweigleisigen Strang aus Rohren mit 2,80 Metern Durchmesser verschwinden, das in bis zu 30 Metern Tiefe verlaufen wird. Arbeitstitel dieses Projektes: „emscher:kanal“. Es soll bis 2014 abgeschlossen sein. Der unterirdische Vortrieb ist technisch kompliziert und bedarf an verschiedenen Stellen entlang der Emscher im Stadtgebiet groß dimensionierter Bauschächte, zum Beispiel im Bereich Stadion Niederrhein und im „Holtener Feld“ südwestlich der Ruhrchemie bei Biefang. Hier werden die Bauarbeiten über Jahre für Unruhe sorgen. Und, was zum Beispiel die Stadtverordneten im Umweltausschuss im Juni 2004 mit Missmut zur Kenntnis nehmen mussten: Um die notwendige Entlüftung des tiefer gelegten Emscherkanals sicherzustellen, werden an verschiedenen Stel-



Zumindest entlang der Flussufer hat sich schon etwas getan: der „Emscherschnellweg“ für Radfahrer wird sehr gut angenommen

len vier größere Biofilter-Anlagen und - im Holtener Feld sowie bei der Ruhrchemie und unweit des Klärwerks Emschermündung - sogar fünf bis zu 70 Meter hohe Kamine entstehen. „Unterirdisch schlecht“, wie manche Stadtverordnete hilflos befanden.

Wenn der Kanal dann einmal „subterran“ fließt, wird sich die Emschergenossenschaft des Oberirdischen annehmen: Bis etwa Anfang der 20er Jahre wird das Oberflächen-, also vor allem das Regenwasser, in einen naturnahen Verlauf gebracht. Damit nicht genug: Für einige Abschnitte haben sich die Planer etwas Besonderes ausgedacht. Zum Beispiel für das „Holtener Feld“. Dort soll die Emscher bei Hochwasser ein rund 300.000 Quadratmeter großes Areal überfluten und bei Mittelwasser eine abwechslungsreiche Auenlandschaft bilden. Die vorgesehenen Deichöffnungen werden überbrückt, Rundwege wer-

den angelegt. Um den Hochwasserschutz zu garantieren, wird ein neuer Sicherungsdeich aufgeschüttet.

Noch ehrgeiziger ist der „Masterplan“ an anderer Stelle. Auf Oberhausener Terrain (in Höhe des „Emscher-Knies“ bei Lirich und Buschhausen) beginnend, existiert seit der letzten Verlegung eine künstliche Insel zwischen dem Rhein-Herne-Kanal und dem Flusslauf, die sich über rund 34 Kilometer Länge bis nach Castrop-Rauxel erstreckt. Auf dieser bislang öden Landzunge soll nach den Vorstellungen der Landschaftsarchitekten eine Kette von elf Parks und Naherholungsflächen entstehen, die man in Anlehnung an die italienische Riviera schon einmal auf den Namen „Riviera“ getauft hat.

Auch ans „große Finale“ ist bereits gedacht: Statt wie bisher am „Stapp“ bei Dinslaken recht plump in den Rhein zu „plumpsen“, wird die Emscher sich dem sie aufnehmenden Strom in einer weiteren großen Auenlandschaft eher liebevoll annähern. Die anröchigen Abwässer sollen dort allerdings nicht mehr landen; ihre unterirdische Endstation wird künftig das Klärwerk Emschermündung in Barmingholten sein.

Mit dem Umbau der Emscher in Oberhausen allein ist es nicht getan: Auch die übrigen, in der Vergangenheit meist unter Wert verkauften Fließgewässer werden renaturiert. Der Elpenbach hat die Metamorphose teilweise hinter sich, am Reinersbach zum Beispiel wird noch gearbeitet: Auch bei ihnen werden die Abwässer „tiefer gelegt“, wird das Oberflächenwasser aus Niederschlägen einen mäandrierenden Bachlauf durchfließen und so dem „Hauptkanal Sterkrade“ zugeführt. Ähnliches soll mit dem Alsbach und mit dem Handbach geschehen.

In Höhe des Gehölzgartens Ripshorst fließt der renaturierte Läppkes Mühlenbach unter dem Rhein-Herne-Kanal hindurch in die Emscher

Noch bevor man richtig los gelegt hat, ergeht man sich bei der Emschergenossenschaft schon mal in Visionen. In einer Passage des Masterplan-Entwurfes begeben sich die Autoren auf eine „Reise in die Zukunft: Emscheraue 2030“. Wörtlich heißt es da: „Die Emscher ist im Jahr 2030 zurückgekehrt, nicht in ihrer ursprünglichen Breite, aber zumindest in die ihr zugewiesenen Bereiche. Einige Auen- und Bruchwälder sind bereits als solche erkennbar. Mit viel Glück lässt

sich ein Eisvogel bei der Jagd auf Kleinfische beobachten, Wildpferde gibt es aber nach wie vor nur in Tiergärten zu bestaunen. Eine Exkursion in die Emscherauen gehört schon seit vielen Jahren zum Pflichtprogramm im Studium von Ökologen, Landschaftsplanern und Wasserwirtschaftlern. Zu Gast in den Emscherauen ist jedoch nicht nur die Fachwelt. Viele nutzen die Wege entlang der Auen für den abendlichen Spaziergang oder den Ausflug am Wochenende. Sie machen dabei in den Sommermonaten die in der Emscherregion fast in Vergessenheit geratene Erfahrung, dass auch Mücken Gewässer lieben.“

Bis dahin fließt freilich noch viel Schmutzwasser die Emscher hinunter.



SPORT

Ein Wintermärchen mit einer pfeilschnellen Eisprinzessin

Elisa Michel trainiert für die Olympischen Winterspiele 2010

VON MARTIN BERGER

Was für ein seltsames Geräusch! „Klack, klack, klack, klack.“ Wie die dritten Zähne, die aufeinander klappern. Und gerade so, als würde man mit einem Beil Kokosnüsse aufschlagen. Aber hier? Auf der Eisbahn in Grefrath? Natürlich keine künstlichen Zähne, und auch von Kokosnüssen weit und breit nichts zu sehen. Und dann plötzlich noch dieses laute Kreischen, das so klingt, als käme eine Gruppe Radfahrer in allerletzter Sekunde zum Stehen. „Krxxtschqueietsch!“

Elisa Michel lacht. Die 20-jährige kennt das. Sie weiß, dass die meisten Leute, die zum ersten Mal das Training der Eisschnellläufer beobachten, sich über diese seltsamen Geräusche wundern. Elisa ist Eisschnellläuferin, ein echter Kufenflitzer, der es bis in die nationale Spitze geschafft hat. Die Oberhausenerin wagt sich seit ihrem dritten Lebensjahr auf das dünne Eis, und genau da fühlt sie sich pudelwohl. Die Abiturientin war elf Jahre jung, als sie von diesem Eisschnelllauf-Bazillus infiziert wurde, und seitdem dreht sie auf der 400-Meter-Bahn in Grefrath ihre Runden.



FOTO: STERN/NAK

Hat es bereits bis in die nationale Spitze geschafft: Eisschnellläuferin Elisa Michel

Einige Tausend dürften es inzwischen schon gewesen sein. Die Sportler flitzen auf messerscharfen Kufen übers Eis, immer links im Kreis herum, den Oberkörper dabei tief nach unten gebeugt, gut verpackt in hautengen Anzügen, die Haare in eine Kapuze gestopft. Beim Wettkampf starten immer nur zwei Läuferinnen gegeneinander, den nötigen Schwung holen sie sich aus den Armen. Mal schlenkern sie von rechts nach links oder umgekehrt. Oder sie verschränken die Arme auf dem Rücken - das spart Kraft bei den längeren Distanzen. Beim Start geht alles blitzschnell. Eine Fußspitze wird ins Eis gestoßen, das andere Bein

steht quer dahinter. Sicher stehen und noch einmal tief durchatmen. Der rechte Arm zeigt nach hinten, den linken hält sie angewinkelt am Körper. Der Startschuss. Dann wieder dieses „klack, klack klack“. Acht, neun kurze, kleine Schritte, und schon gleitet sie weich und elegant über die Bahn.

Der Schnellste gewinnt. Alles klar! Oder? Elisa Michel lacht schon wieder. „Im Fernsehen kriegst du von dem Eisschnellaufen nicht wirklich viel mit“, sagt sie.



Nur mit eigener Muskelkraft erreicht die Oberhausenerin Spitzengeschwindigkeiten von bis zu 70 Stundenkilometern

Dieses „klack, klack“ zum Beispiel ist auf dem Sofavorm Fernseher nicht zu hören. Es kommt von den besonderen Schlittschuhen. Das Quietschen entsteht beim Bremsen - logisch. Und dann werden einige Teamkolleginnen auch schon mal ein bisschen „zugeist“. Apropos Schlittschuhe: Schon seit über 2000 Jahren flitzen Menschen übers Eis. Früher haben sie

sich Knochen unter die Schuhe geschnallt, später führen sie auf Holzschienen. Das Holz wurde schließlich durch Metall ersetzt. Die heutigen Kufen sind leicht gebogen, damit sie besser in der Kurve liegen. Außerdem sind sie messerscharf. Je schärfer, desto schneller - denn die Reibung auf dem Eis wird geringer. Noch schneller wurden die Eisläufer durch das „Abklappen“ der Kufen. Und für so einen Klapp-Schuh müssen dann mal eben 750 Euro hingeklappert werden.

„Dafür fahre ich dann extra nach Holland, wo die Schuhe meinen Füßen angepasst werden“, verrät Elisa. Aber dafür ist sie dann auch richtig schnell. Und die Geschwindigkeit ist für sie das wirklich Faszinierende. Denn nur mit eigener Muskelkraft werden so Spitzengeschwindigkeiten von bis zu 70 Stundenkilometern erreicht. Damit sind sie die schnellsten Sportlerinnen der Welt.

Nun zu der Chronologie eines Wintermärchens mit einer pfeilschnellen „Eisprinzessin“ aus Oberhausen. „Mein

Opa Heinz hat allen sechs Enkelkindern das Eislaufen beigebracht. Ich war gerade mal drei, als wir jeden Sonntag nach Duisburg in die Eissporthalle gefahren sind. Und von meinem sechsten Lebensjahr an hab' ich's halt eben mit dem Eiskunstlaufen versucht. Viel lieber hätte ich da schon mit dem Eisschnellaufen angefangen, aber die nächste Bahn war in Grefrath, und das war einfach zu weit weg“, erinnert sich Elisa Michel. Also war Eiskunstlaufen angesagt. Aber von diesem ewigen „Kringeldrehn“ hatte sie nach fünf



FOTO: PRIVAT

Beim Rolltraining auf speziellen Inlinern sammelt Elisa in den Sommermonaten die nötige Kraft und Kondition

Jahren eigentlich schon genug. Aber ganz ohne Sport, nicht auszudenken. Also landete die damals Elfjährige beim LAC, einem Leichtathletik-Verein. Sprint und Weitsprung waren da ihre Lieblingsdisziplinen. Ihre Liebe zum Eis aber war immer noch nicht geschmolzen. Im Gegenteil: „Dann hat mir mein Vater versprochen, nur einmal so aus Spaß dann doch zum Eisschnelllaufzentrum nach Grefrath zu fahren.“ Gesagt, getan. Und schwupps, nur einen Tag später war Elisa neues Vereinsmitglied beim EC Grefrath. „Dann hat’s eben angefangen“, erzählt die Oberhausenerin, und das „Wintermärchen“ auf dem schnellen Eis wurde schließlich fortgeschrieben.

Bereits im ersten Jahr hatte sich Elisa Michel für die Deutschen Meisterschaften qualifiziert (AK 12/13). Auf dem Eis in München belegte sie da den dritten Platz im Vierkampf (300 m, 500 m, 700 m und 1000 m) in ihrer Altersklasse. Das erste Edelmetall baumelte da also bereits in ihrem Kinderzimmer. Mit 14 wurde sie schließlich in den D-Kader berufen, und so sammelte sie dann erstmals auch inter-

nationale Erfahrungen. Zwei Trainingslager in Polen ließen da nicht lange auf sich warten. Mit 17 lief sie sich mit guten Zeiten in den C-Kader. Nach einem dritten Platz bei den Deutschen Mehrkampfmeisterschaften in Erfurt flatterte eine ganz besondere Einladung ins Haus: dann hieß es Koffer packen und ab ging’s ins Bundesleistungszentrum nach Berlin. Und plötzlich war sie mit Eislaufgrößen wie Anni Friesinger, Claudia Pechstein und Gunda Niemann-Stirnemann auf „Augenhöhe“. Ihre Spuren im Eis kreuzten sich dann regelmäßig. Aber dann gab’s den ersten Rückschlag: Bei einem Wettkampf in Erfurt hatte Elisa beim 1000 m-Lauf die Kurve nicht gekriegt und landete in der gepolsterten Bande. Damit verpasste sie das Ticket für die Junioren-WM in den USA. Das war natürlich bitter. Elisa aber steckte den Kopf nicht in den Sand, ging natürlich wieder zurück aufs Eis und belegte nur



FOTO: PRIVAT

Volle Konzentration: Beim Start geht alles blitzschnell, eine Fußspitze wird ins Eis gestoßen, das andere Bein steht quer dahinter

einen Monat später bei den Einzelstreckenmeisterschaften in München zwei zweite Plätze über 500 und 1000 Meter.

Und obwohl sie dann eine kleine Abi-Pause einlegte, verbesserte sie nach bestandem Abitur den



Zeit für Spaziergänge mit dem Hund bleibt Elisa Michel meist nur sonntags

Bahnrekord in Grefrath über die 1000 Meter in einer Zeit von 1:25,44 gleich um eine Sekunde. Ihre ersten internationalen Lorbeeren erntete sie bei dem „Viking-Race“ im niederländischen Heerenveen, wo sie sich mit den besten Läuferinnen aus ganz Europa messen konnte. „Das war einfach gigantisch“, schwärmt die Oberhausenerin, die da immerhin den siebten Platz belegte. Beim Alpenländerpokal im bayerischen Inzell belegte sie den zweiten Platz (das war im Jahr 2003), zwei Jahre später in Innsbruck verpasste sie als Vierte den Sprung aufs Treppchen nur um Haaresbreite.

Ihr Trainer heißt Marc Otten und kommt aus den Niederlanden. Er jedenfalls ist von dem Talent seines Schützlings überzeugt: „Elisa arbeitet sehr fleißig, sie überzeugt durch ihre Willenskraft und hat bereits viel

erreicht. Zur absoluten Weltspitze fehlt ihr nur noch ein ganz kleines Bisschen. Auf jeden Fall hat sie das nötige Talent, um auch neben ihrem Studium in die absolute Weltklasse vorzudringen. Die Chance, auf den Olympia-Zug 2010 zu springen, jedenfalls ist gegeben. Sie kann es wirklich packen“, so ihr Trainer, der Elisa seit fast drei Jahren trainiert und sie bei jedem Wettkampf begleitet. Er also müsste es eigentlich wissen, zumal er sie fast täglich übers Eis schickt. Den größten Traum, den sich die Geographie-Studentin nämlich erfüllen möchte: Die Teilnahme an den Olympischen Winterspielen im Jahr 2010.

Und um sich diesen Traum zu erfüllen, spult die sympathische Eisschnellläuferin Woche für Woche ein geradezu unglaubliches Trainingsprogramm ab. Der Trainingsplan für die Sommermonate sieht nämlich so aus:

Montags: morgens Lauf- und Sprungtraining in Grefrath, abends zwei bis drei Stunden Radfahren; dienstags zwei bis drei Stunden Zirkeltraining mit verschiedenen Kraftübungen; mittwochs Rolltraining auf speziellen Inlinern (die haben dann fünf Rollen unter den Sohlen); donnerstags zwei Stunden Sprungtraining, und das Ganze mit einem dicken Sandsack auf dem Rücken und danach noch zwei bis drei Stunden Radfahren; freitags 90 Minuten Laufen oder Radfahren; samstags morgens zwei Einheiten Krafttraining und abends geht's dann noch einmal drei Stunden aufs Rad.

Von November bis März fährt sie fast täglich nach Grefrath auf die Eisbahn, um ihrem großen Ziel „Olympia“ immer ein Stückchen näher zu kommen. Und jetzt das fast Unglaubliche: Am Sonntag nämlich hat Elisa auch wirklich einmal frei - wenn nicht gerade ein Wettkampf ansteht. Dann bleibt wenigstens mal an einem Tag Zeit für ihre Hobbys. Und dazu zählt sie gelegentliche Treffs mit Freunden, Eisessen oder einfach nur Faulenzen. Und das hat sie sich dann wirklich auch verdient.

FOTO: STEFNAK

NATUR

Oberhausens Wald: Im Kern gesund

Ein Streifzug mit Stadtförster Jürgen Halm

VON HELMUT KAWOHL

Das Bellen klingt etwas heiser, ist aber freudig: Gordon Setter „Jonas“ begrüßt uns am Forsthaus Ravenhorst am Rand der Hühnerheide. Der elf Jahre alte Hund ist treuer Begleiter von Oberhausens Stadtförster Jürgen Halm, der hier seinen Dienstsitz hat, wenn er nicht in seinem Büro im Technischen Rathaus Sterkrade notwendigen Verwaltungsaufgaben nachgeht. Ein Stadtförster in einer Großstadt im Ruhrgebiet mit 220.000 Einwohnern? Gibt es das, passt das zusammen? Ja, denn Oberhausen verfügt über 450 Hektar Stadtwald in seinen Grenzen und der wird von den Forstbetrieben der WBO Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH bewirtschaftet und gepflegt. Der Wald der anerkannten „Naturwaldgemeinde Oberhausen“ hat allerdings vorrangig eine Erholungsfunktion als Freizeitraum für die Bevölkerung. Die wirtschaftliche Nutzung des Waldes tritt in Großstädten wie Oberhausen in den Hintergrund.

Wer das Bild einer bekannten ZDF-Fernsehserie im Kopf hat, in der der smarte Förster in seiner feinen dunkelgrünen Uniform mit Hut und Feder tagaus, tagein mit „Senta“ durch die Wälder streift, der muss das in Oberhausen schon ein wenig relativieren. Di-



FOTOS (v): JORPEK

Bei seinen Kontrollgängen mit Gordon Setter „Jonas“ beantwortet Stadtförster Jürgen Halm gerne Fragen der Waldbesucher

plom-Forstingenieur Jürgen Halm (45) ist bei seiner Arbeit in einer Großstadt viel stärker in die Zivilisation eingebunden. Sein Tag beginnt um 6.45 Uhr an der Betriebsstelle der WBO für Forst- und Baumschutz an der Falkestraße zwischen Sterkrader Wald und Nordfriedhof. Hier spricht Halm mit seinen Mitarbeitern - Forstwirte und Gärtner - die Tagesaufgaben ab. Da gilt es, Beschwerden von Bürgern nachzugehen, die überhängende Äste von städtischen Flächen auf Privatgrundstücke monieren, da sind Hubsteigerarbeiten zum Freischneiden der Waldwege von tief oder quer hängenden Ästen im Rahmen der „Verkehrssicherungspflicht“ notwendig oder es werden Arbeitsorte im Wald angefahren, an denen Holz aufgemessen, die zu fallenden Bäume ausgezeichnet oder die im Winter üblichen Durchforstungen vorgenommen und kontrolliert werden. Wenn vor Ort das Zurückschneiden von toten Ästen und der Krone, alles natürlich immer nach Ende der Brutperiode der Vögel, nicht mehr lohnt, müssen häufig ganze Bäume gefällt werden.

Nach der täglichen Lagebesprechung fährt Stadtförster Jürgen Halm in sein Büro ins Technische Rat-



haus in der Sterkrader Innenstadt. Hier werden notwendige Verwaltungsaufgaben erledigt: Bestellungen, Rechnungen, Statistiken, Bürgeranrufe beantworten, Angebote von Unternehmen einholen, Besitzverhältnisse klären. Wichtig sind auch die fachlichen Abstimmungen und Kooperationen mit anderen städtischen Dienststellen wie zum Beispiel dem Ordnungsamt, der Unteren Landschaftsbehörde, dem Liegenschaftsamt oder dem Staatlichen Forstamt Wesel. Im Forsthaus Zum Ravenhorst 120, wo Jürgen Halm eine Dienstwohnung hat, ist er tagsüber nur selten anzutreffen, denn nach der Büroarbeit nimmt er Termine im Wald wahr und führt Kontrollgänge durch. Dann

Vor allem bei Kindern und Jugendlichen wirbt der Förster um Verständnis für richtiges Verhalten im Wald

ist auch Gordon Setter „Jonas“ an seiner Seite, der altersbedingt zwar schon ein wenig herzkrank ist, sich im Wald aber als ausgesprochenes Temperamentsbündel zeigt.

Die wichtigste Aufgabe der WBO-Forstbetriebe im Oberhausener Wald ist die Pflege des vorhandenen Bestandes. Im Rahmen dieser Pflege werden in jeder Holzeinschlagsperiode in den Wintermonaten ca. 1100 Festmeter Holz geerntet. Da Kahlschläge vermieden werden, sind Aufforstungen eher selten und

dann meist nur auf kleineren Flächen. Zu den größten Waldgebieten im Besitz der Stadt gehören der 200 Hektar große Sterkrader Wald rund um das Autobahnkreuz Oberhausen mit seinen mächtigen Altholzbeständen und einigen Naturdenkmälern wie den versteckt liegenden „Zwölf Aposteln“ (zwölf alte Buchen) und die 130 Hektar große Hühnerheide, ein Laubmischwald aus Aufforstungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Bedeutende Waldgebiete sind auch der Stadtwald Osterfeld mit dem angrenzenden Revierpark Vonderort, der Volksgarten Osterfeld, der Volkspark Sterkrade, der Kaisergarten, die Knappenhalde und das Alsbachtal. Das Naturschutzgebiet Hiesfelder Wald, das größte Waldgebiet innerhalb der Oberhausener Stadtgrenzen, ist dagegen für den Stadtförster tabu, denn die Flächen sind im Besitz des Landes Nordrhein-Westfalen und werden vom Staatlichen Forstamt Wesel betreut. Zum Großteil im Besitz des Regionalverbandes Ruhr (RVR) ist der Grafenbusch in der geografischen Mitte der Stadt.

Im Vergleich zu noch vor 20 Jahren hält Stadtförster Jürgen Halm die Situation des Oberhausener Waldes für „nicht dramatisch“, im Kern sei der Wald gesund und entwickle sich nicht zum Negativen. Zu lange trockene und heiße Sommer seien natürlich nicht gut, denn sie bieten Insekten hervorragende Möglichkeiten, sich in Massen zu vermehren. Extremstandorte wie im Mittel- oder Hochgebirge seien da aber weitaus gefährdeter. Die Eichen, vor allem die Roteichen, haben in Oberhausen nach Worten Halms zwar starke Probleme mit Frostspannern und Eichenwicklern, die sie kahl fressen. Das bringt sie aber nicht um, weil ein sogenannter Johannistrieb dies ausgleicht. Bis zu 130 Jahre alte Eichen sind im Sterkrader Wald zu finden, von dessen Fläche mehr als ein Drittel unter Naturschutz steht. Mit Sorgen betrachtet der Stadtförster an zahlreichen Bäumen allerdings die Pilzkrankheit Hallimasch, die zusätzlich zu den vorhandenen Schädlingen die Belastung der Eichen deutlich erhöht.

Das Waldsterben ist in Oberhausen, so Jürgen Halm, nicht so spürbar wie in den bekannten deutschen Waldgebieten, da immerhin 98 Prozent unseres Waldes Laubholz aus Buche, Eiche, Roteiche, Bergahorn und Esche sind und nur zwei Prozent Kiefernwald. Durch höhere Schornsteine, die in den letzten



Rücksicht ist das oberste Gebot: Grundsätzlich hat sich jeder im Wald so zu benehmen, dass andere nicht behindert oder belästigt werden

Jahrzehnten im Ruhrgebiet gebaut wurden, würden Immissionen auch weiter weg ziehen. Halm: „Allerdings haben wir keine hundertprozentige Belaubung des Waldes mehr, sie liegt heute zwischen 60 und 80 Prozent. Aber der Laie erkennt dies erst ab 60 Prozent.“ Die letzte Waldkalkung mit dem Hubschrauber

wurde im Jahr 2002 im Sterkrader Wald und in der Hühnerheide durchgeführt. Drei Tonnen kohlesaurer Magnesiumkalk wurden pro Hektar aufgebracht, um erneute Säureinträge in den Boden abzupuffern. Alle zehn bis 15 Jahre wird diese Maßnahme wiederholt.

Zufriedenstellend ist nach Worten Halms auch der Zustand bekannter Oberhausener Bäche wie Rotbach, Handbach, Elpenbach oder Tüsselbach. Der Handbach trocknet allerdings im Sommer regelmäßig aus, da er nur Oberflächenwasser mit sich führt und keine natürliche Quelle hat. Beim Rotbach, der nicht zum Zuständigkeitsbereich des Stadtförsters zählt, ist die Besonderheit, dass er in Folge von Bergsenkungen immer wieder seine Fließrichtung ändert. Jürgen Halm: „Wechselnde Grundwasserstände aufgrund von Bergsenkungen mögen Bäume aber überhaupt nicht. Sie kränkeln dann immer häufiger.“ Aber auch dieses Problem habe sich vor Jahren gravierender dargestellt.

Festgelegt ist, dass jährlich 1100 Festmeter Holz aus der 450 Hektar großen Waldbesitzfläche der Stadt abgefahren werden dürfen. Dies entspricht 44 Lkw-Ladungen und geschieht in der Regel im Rahmen von Durchforstungen zur Substanzverbesserung. Denn bei Bäumen unterscheidet der Fachmann zwischen Höhen- und Dickenwachstum. Stehen die Bäume zu eng beieinander, bleiben sie vom Stammumfang her dünn und schießen in die Höhe, wo sich dann die Kronen gegenseitig ins Gehege kommen.

Vandalismus im Wald ist zum Glück in Oberhausen kein allzu großes Problem. „Immer wieder werden von Jugendlichen einzelne Bänke zerstört, das ist aber eher die Ausnahme,“ findet Jürgen Halm. Was dem Stadtförster viel schwerer im Magen liegt, sind die vielen wilden Müllkippen. Da entsorgen unliebsame Zeitgenossen sogar Kühlschränke und Autoreifen in den Wäldern. Und dann spricht der Förster eine ganz große Unsitte an, die regelrecht „Mode“ geworden ist: „Fast alle Hausbesitzer, die ein Gartentor zum Wald haben oder die in der Nähe eines Waldes wohnen, entsorgen ihre Gartenabfälle im Wald.“ Gartenabfälle fallen aber unter das Abfallgesetz und müssen vorschriftsmäßig entsorgt werden. Dem Wald würden sie, so Halm, nur schaden, denn wo erst einmal ein Grünhaufen liege, werde er mit der Zeit immer

größer. Und wenn die Abfälle an die Stammfüße der Bäume geschüttet werden, kompostieren sie sich, was die Bäume überhaupt nicht mögen, da es die vorhandene Vegetation total verfälscht. Die Bodenaktivität sei dann stark gestört und ein Vitalitätsverlust der betroffenen Bäume vorprogrammiert. Jürgen Halm appelliert an die Einsicht der Menschen: „Warum werfen die den Gartenabfall in den Wald? Sie werfen ihn doch auch nicht in den Garten des Nachbarn.“ Wer bei dieser Art „Entsorgung“ auf frischer Tat ertappt wird, wird aufgefordert, seinen Gartenmüll wieder aus dem Wald zu holen, ansonsten gibt es eine Anzeige.

Ein weiteres Problem in einer Großstadt wie Oberhausen ist die häufig zu nahe Bebauung am Wald, was aufwändige Einsätze von Hubsteigern oder Baumkletterern erfordert, um Gefahrenquellen zu beseitigen. Die Waldbrandgefahr ist dagegen in unseren Wäldern nicht groß, denn Laubwald brennt nicht so schnell wie Nadelwald. Dennoch ist besonders in trockenen Frühjahren und im Herbst besondere Vorsicht geboten und vom 1. März bis 31. Oktober gilt ein striktes Rauchverbot im Wald. Mountainbiker bauen sich im Wald immer wieder mal gerne Sprungschancen, die sie überfahren. Werden sie von den Forstwirten entdeckt, werden sie sofort wieder beseitigt. Jürgen Halm verweist auf eine Extra-Mountainbike-Strecke im Ruhrpark in Alstaden, wo die Stadt vor Jahren den Waldbesitz von der Deutschen Bahn übernommen und durchforstet und anschließend mit Fachleuten einen attraktiven Mountainbike-Kurs angelegt hat.

„Grundsätzlich hat sich jeder im Wald so zu benehmen, dass andere nicht behindert oder belästigt werden. Rücksicht ist das oberste Gebot, ein verträgliches Miteinander hilft allen“, rät Halm. Es gibt im Wald keine extra ausgewiesenen Rad- oder Fußwege. Alle befestigten Wege stehen sowohl Fußgängern als auch Radfahrern zur Verfügung und auf diesen Wegen hat die Stadt auch die „Verkehrssicherungspflicht“, das heißt, sie muss zum Beispiel darauf achten, dass keine Äste abzubrechen drohen. Im Oberhausener Wald gibt es ein dichtes Wegenetz und jedes Jahr werden einige Kilometer Waldwege instandgesetzt.

Das Reiten ist im Wald nur auf ausgewiesenen Reitwegen erlaubt. Hier sind vor allem im Hiesfelder Wald jüngst einige schöne neue Wege entstanden. Allesamt



verpachtet sind die Jagden in den Oberhausener Wäldern, wo Rehe und Füchse durchaus noch anzutreffen sind. Die Kronenverlichtung der Bäume habe den

am Niederrhein geht Jürgen Halm gemeinsam zur Jagd oder er macht lange Spaziergänge mit seinem vierbeinigen Freund „Jonas“.

Lebensraum des Schalenwildes positiv beeinflusst, mehr Licht auf dem Waldboden bedeute einfach mehr Äsungsmöglichkeiten für das Rot- und Rehwild. Nicht erlaubt ist es übrigens Privatleuten, Holz aus dem Oberhausener Wald zu holen, um beispielsweise im Winter den heimischen Kachelofen kräftig zu befeuern. Halm: „Dies würde zu viel Unruhe in den Wald bringen, denn wenn es einer machen darf, wollen es alle anderen auch.“

Positiv findet es der gebürtige Sauerländer Halm, der an der Fachhochschule in Göttingen Forstwirtschaft studiert hat und 1991 nach Stationen in Hürtgenwald und Bitburg in der Eifel als Nachfolger des damaligen Stadtförsters Hans Wirtz nach Oberhausen gekommen ist, dass die Bürgerinnen und Bürger heute durchaus Verständnis für Durchforstungsmaßnahmen im Wald haben: „Früher haben sie von Baumfrevl gesprochen, wenn einzelne Bäume, die auf den er-

Beobachtet aufmerksam die Entwicklung in der „Naturwaldgemeinde Oberhausen“: Stadtförster Jürgen Halm

sten Blick vielleicht noch gesund aussahen, gefällt werden mussten.“ Wenn es sein Dienstplan erlaubt, führt Stadtförsterrat Jürgen Halm gerne Schulklassen älterer Jahrgänge, Vereine und Gruppen durch sein Revier, um ihnen die Bedeutung des Waldes für einen Ballungsraum wie dem Ruhrgebiet zu vermitteln. Und auch bei seinen Hobbys in der Freizeit bleibt der ruhige Typ durch und durch naturverbunden: Mit Freunden

SOZIALES

Aus Ruinen entstand ein neues Dorf

Revitalisierung des Oberhausener Friedensdorfes ist nahezu abgeschlossen

VON ASTRID KNÜMANN

Seit mehr als 30 Jahren kümmert sich das Friedensdorf International um Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten. Seit mehr als 30 Jahren waren diese Kinder und ihre Betreuer in Pavillons untergebracht, die nur mit Mühe und Not und handwerklicher Fantasie vor dem Ruin bewahrt werden konnten. Damit ist jetzt Schluss. Ronald Gegenfurtner, Leiter des Friedensdorfes, bringt es auf den Punkt: „Es ist ein echtes kleines Dorf entstanden!“ Bis dahin aber war es ein weiter Weg - dann und wann war der auch ganz schön steinig.

Die Idee für die Revitalisierung (so heißt das umfassende Erneuerungskonzept) entstand schon kurz nach der Jahrtausendwende. Der Begriff Revitalisierung hat lateinische Wurzeln und bedeutet soviel wie „wieder kräftigen, funktionsfähig machen“. Die Bausubstanz wird erneuert oder komplett auf Vordermann gebracht.

Im Januar 2001 gab es erste Planungsentwürfe. Gegenfurtner: „Wir hatten schon 1997 vom damaligen Oberbürgermeister Burkhard Drescher Unterstützung signalisiert bekommen für eine Grundstückserweiterung an der Pfeilstraße.“ Der Flächennutzungs-



FOTOS (4): JOPPEK

Friedensdorf International kümmert sich seit über 30 Jahren um Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten

plan wurde geändert, auch beim Grundstückserwerb von Thyssen half die Stadt.

Was dort war? Auf dem Gelände an der Pfeilstraße standen sieben eingeschossige Flachdachhäuser.

Was sollte werden? Zeitgemäße und praktische Unterkünfte für die Kinder und die Mitarbeiter, die auch



Überall auf dem Gelände fanden die Kinder neue Spielmöglichkeiten

modernen Standards entsprechen. Jetzt sind es zweieinhalb-geschossige Häuser, Küche und Speisesaal haben eine doppelte Nutzfläche, das Bildungswerk hat die dreifache Nutzfläche im Vergleich zu früher. Start der Baumaßnahmen war im September 2002. Gegenfurtner: „Wir hatten nie genug Geld auf einmal, haben aber viele Millionen Euro bewegt. Alle, die mitgearbeitet haben, haben Vertrauen gehabt, dass wir das durchziehen und sie ihr Geld kriegen.“ Am Ende wurde eine im Vergleich zum Gewesenen um viermal größere Nutzfläche geschaffen, die Energiekosten aber stiegen nur um zehn Prozent. Schließlich sind die neuen Häuser vernünftig isoliert, während es bei den alten Pavillons schon durch die eine oder andere Ritze zog.

Was die Bauarbeiten aber mit sich brachten, war vor allem für Thomas Killmann ein Abenteuer ungeheuren Ausmaßes. Der gelernte Elektriker, der als Informatiker im Friedensdorf arbeitet, übernahm die Bauleitung: „Ich hatte wenig Ahnung von Bauplänen und Finanzbuchhaltung. Das war learning-by-doing. Aber ich hatte jede erdenkliche Unterstützung.“

Was in den nächsten Monaten und Jahren folgt, ist ein kompletter Neuanfang - mit Hindernissen und Mysterien. Gleich bei der ersten Aushebung für eine neue Zuwegung stand alles unter Wasser. So verrückt war das, dass Hausmeister Dirk Collas im tiefen Winter mit einer Badehose ins Loch sprang und ein paar Runden im „Pool“ drehte.

Die alten Häuser waren mit Eternitplatten verkleidet. Killmann: „Die darf man nicht zerschneiden, dann wird Asbest frei. Die waren Sondermüll, aber 1973 war das üblich.“ Auf den Abriss-Fotos erkennt man die Dachkonstruktion aus Teerpappe, die manchmal 15 Zentimeter dick war, immer wieder wurde drübergewerkelt. Gegenfurtner: „Was darunter zum Vorschein kam, war abenteuerlich. Leitungen, die keiner kannte. Täglich irgendein Rohr, das der Bagger killte. Alles lag kreuz und quer.“ Thomas Killmann erinnert sich: „Ich hab' als Zivildienstleistender damals an diesen Pavillons gewerkelt. Wir konnten nur mit gespendetem Material arbeiten. Und da reichte ein Kabel manchmal eben nur für eine gerade Linie, anstatt es wie üblich im rechten Winkel zu verlegen.“

Mit diesem Problem hatten bereits die Gründer des Friedensdorfes im Jahre 1967/68 zu tun. Ihre Leistung findet in den Augen des heutigen Dorfleiters

höchste Beachtung: „Wenn sie damals das Dorf nicht gebaut hätten, hätten wir es jetzt nicht renovieren können.“ Er gibt zu: „Mir standen die Tränen in den Augen, als ich sah, wie das alles dem Erdboden gleich gemacht wurde.“ Ähnlich erging es dem heutigen Dorfleiter, der auch als Zivi seinen Part zum Erhalt der Baracken beitrug: „Ich dachte, da geht was verloren. Es war ein Abschied. Aber ich habe mir eingeredet, da kommt was ganz Neues. Und so war es auch.“

Er weiß noch, dass die Haustüren in den kleinen Altbauten aus der Meta-Stadt in Gelsenkirchen stammten. Als die abgerissen wurde, durfte sich das

Friedensdorf holen, was es brauchen konnte. Mit den langsam wachsenden Neubauten begann sich auch die Denkweise zu verändern, verrät Gegenfurtner: „Man denkt nicht größer, aber anders. Man sieht sich nicht mächtiger, aber man erkennt die Vorzüge.“ Killmann unterstützt: „Mit dem Neuen vergisst du das Alte fast völlig.“ „Das zeigt, dass die Entscheidung richtig war“, bestärkt Gegenfurtner, „sonst würdest

Eine schicke kleine Siedlung: die neuen Wohnhäuser der Friedensdorf-Kinder an der Pfeilstraße



du immer sagen: Was war das früher doch schön.“

Noch immer kann er kaum glauben, dass die Friedensdorf-Mitarbeiter es immer wieder geschafft haben, die 1967 entstandenen und als Provisorium gedachten Pavillons bis heute zu erhalten. Zum Teil sind die schon auf alten Fundamenten gebaut. So kam ein backstein-rotes Fundament zum Vorschein, das zu einem Kotten gehörte, der einst dort stand. In den Anfangsjahren war nicht selten der Kampfmittel-Räumdienst Gast im Friedensdorf, „denn im Wäldchen dahinter soll im Zweiten Weltkrieg eine Flak-Stellung gewesen sein. Wir haben öfters Munitionsreste gefunden“, berichtet Gegenfurtner.

Munition damals, Wassermassen heute. Bereits beim zweiten Baggeraushub an der höchsten Stelle des Dorfes quoll das Wasser aus allen Ritzen. Gegenfurtner: „Es war Schichtenwasser. Wir stießen auf eine fünf Meter dicke Lehmschicht, die sich über Dinslaken und Oberhausen bis zum Rhein zieht.“ Das Wasser machte eine Umplanung bei einem Haus notwendig, das unterkellert werden sollte. Statt Mauerwerk musste wassersicherer Beton her. „Es gab Phasen, da glaubst du, es geht nicht mehr weiter“, gibt Thomas Killmann zu. Irgendwann war das ganze Dorf aufgerissen, man musste überall über Gräben springen. Vorübergehend war die Heizung aus, Strom gab es auch nicht.

Spaß hatten an allem aber die Kinder. Sie fanden überall auf dem Gelände neue Spielmöglichkeiten und betrachteten die Bauarbeiten als ihr persönliches Heimkino. Für Thomas Killmann und seine Helfer war das alles nicht so lustig: „Es war schwierig, als hier vier Bauprojekte gleichzeitig liefen. Uns lief die Zeit weg, die Finanzen waren problematisch, Handwerksabsprachen funktionierten nicht.“ Es sei ein „verzahntes Chaos“ gewesen, „das mit jeder Umdrehung ein neues Chaos mit sich brachte“. Endlich, es war Frühjahr 2004, platzte der Knoten.

Doch dann geschah Mysteriöses auf der Baustelle. In zwei Räumen eines Neubaus gab es plötzlich Wasserläufe, die keiner deuten konnte. Drei Monate lang liefen dort Trockengeräte. Es blieb feucht. Überall wurden Testbohrungen vorgenommen, um die Quelle zu finden. Erfolglos. Bis heute wurde die Ursache nicht gefunden, die Quelle aber versiegte ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht war.

Ganz und gar nicht mysteriös sind die Geldbeträge, die das Friedensdorf mithilfe zahlreicher großer und kleiner Spenden aufbringen musste, um das Konzept in die Tat umsetzen zu können. Gegenfurtner bilanziert: „Rund vier Millionen Euro sind an Spenden geflossen, darunter eine 1,5-Millionen-Euro-Spende der Deutschen Lions Clubs anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens.“ Geld kam auch von der Landesstiftung NRW, alles in allem etwas mehr als eine Million Euro. Die „Sternstunden“ des Bayrischen Rundfunks steuerten etwa 400 000 Euro bei, der Lions Club International in den USA - als Dachorganisation - 137 000 Euro. Viel Geld kam auch aus Japan, wo das Friedensdorf seit vielen Jahren tatkräftige Förderer hat.

Nun blicken Gegenfurtner und Killmann nach vorn - Endspurt. „Denkst du an die Revitalisierung, denkst du an den Moment, in dem die Küche in den Container zog und der in die geschlossene neue Halle musste“, lacht Killmann. Warum? Nun, die Fachleute sagten, das geht nicht. „Ein Lkw-Fahrer grinste, legte an seinem Wagen den Rückwärtsgang ein, ein sanfter Ruck mit der Stoßstange und der Container war drin.“ Dieser Umzug sei das Signal gewesen, die Revitalisierung ist über den Berg. Im August 2005 bezog auch die Küche ihre neuen Räumlichkeiten.

Abschließend sind sich Gegenfurtner und Killmann einig im Lob an die Mitarbeiter: „Was sie geleistet haben, war und ist enorm.“ Gegenfurtner: „Wir haben bei uns eine Systematik, wir kriegen alles auf die Kette, wenn es eine Ausnahmesituation ist. Wird etwas Routine, kommen Probleme.“ Doch auch die letzten Hindernisse werden überwunden - auf dem Weg zu einem richtigen Friedens-Dorf in Schmachtdorf, da ist sich Ronald Gegenfurtner ganz sicher. Ein großer Wunsch ist den Friedensdörflern schon jetzt in Erfüllung gegangen. In Erinnerung an die Wurzeln der Kinderhilfsorganisation - sie entstand zur Zeit des Vietnam-Kriegs und nahm damals schwerverletzte Kinder aus Vietnam auf - heißt die neue Zuwegung „Rua Hiroshima“. Gegenfurtner: „Auch da hat uns die Stadt unterstützt und unsere ungewöhnliche Bitte gewährt.“

Einige Randgeschichten sollen an dieser Stelle nicht vergessen werden. Während der Bauphasen mussten Kinder aus Armenien, Georgien, aus Angola und Afghanistan vorübergehend in Wohncontainern



Quartier beziehen. Insgesamt lebten die Kinder ein- einhalb Jahre in Behelfsunterkünften. Gegenfurtner ahnte nichts Gutes, befürchtete, dass die Container sehr leiden würden, denn in den nahezu baufälligen Pavillons gab es schon die eine oder andere Beschädigung: „Hier war nichts. Nach der Zeit gab es nur die normalen Abnutzungen. Wir fragten die Kinder, wie das käme, und sie sagten uns: Wir haben aufgepasst, denn ihr macht das alles hier doch nur für uns.“ In den neuen „Kinderwelten“, einer kleinen Spiellandschaft hinter den Neubauten, passen die Kleinen jetzt auf die Erwachsenen auf: „Wehe, es geht ein Betreuer quer über den Rasen. Dann wird er von unseren Kindern zurückgepiffen und er bekommt zu hören, dass er das nicht dürfe, sonst werde alles zertrampelt.“ Ein besonderes Geschenk wird Gegenfurtner viel-

Das Lächeln dieser Mädchen zeigt, dass sie sich in ihrem „neuen“ Friedensdorf wohlfühlen

leicht noch lange an die Aktionen erinnern. In einem kleinen Topf gedeiht ein kleines Stück Rollrasen. „Die Jungs haben an einem Hang Rollrasen eingesetzt. Das ist wohl das Teuerste, was es gibt. Da musste ich schon aus Prinzip einen dicken Hals kriegen. Daraufhin bekam ich das Stückchen Rollrasen geschenkt“, schmunzelt der Dorfleiter und mutmaßt, dass seine Kollegen das kleine grüne Etwas in Zeiten, in denen er in Krisengebieten weilt, „umzubringen versuchen. Die gießen es einfach nicht“. Nach seiner Rückkehr ist eine seiner ersten Handlungen: Schere raus, das Braune abgeschnitten und gießen: „Der Rasen lebt immer noch!“ frohlockt Gegenfurtner.

WIRTSCHAFT

Die Rettung aus dem Land der aufgehenden Sonne

Eine Babcock-Überlebende auf Erfolgskurs

VON HEINZ INGENSIEP

Allein im vergangenen Jahr stellte ein gewisses Oberhausener Unternehmen mehr als 50 Ingenieure und andere Fachkräfte ein. Und: Zum zweiten Mal nach einer Art „Zwangspause“ schuf es neue Ausbildungsplätze. 2006 soll das wieder geschehen.

In diesem konkreten Falle ist man wieder mal geneigt, das abgegriffene Klischee des „Phönix aus der Asche“ zu bemühen. In Oberhausen hat es immer wieder auf Firmen gepasst, die den Niedergang großer Einheiten überlebt haben und heute recht gut dastehen. Die MAN Turbo AG, im Jahrbuch 2005 beschrieben, ist ein Beispiel dafür. Sie ging aus der längst nicht mehr existierenden Gutehoffnungshütte (GHH) hervor. Aber auch auf andere Unternehmen in der Stadt trifft der Vergleich zu. So auf die Babcock-Hitachi Europe GmbH - ein Name, der einem heute im Zusammenhang mit Babcock noch entfernt etwas sagt.

Auch der Babcock-Konzern ist mittlerweile Geschichte. Über sein Scheitern ist viel geschrieben worden. Eine abschließende Bewertung darüber steht allerdings aus - wer auch immer sich irgendwann berufen fühlen mag, sie vorzunehmen. Wichtiger scheint,



FOTOS (6): BABCOCK-HITACHI EUROPE GMBH

Ausschnitt einer CAD-Zeichnung für das Steinkohlekraftwerk Torvaldaliga in Italien

dass etwas geblieben ist, etwas Entscheidendes: das Ingenieurwissen, die Fähigkeit von Facharbeitern, der gute Ruf auf dem Weltmarkt - unabhängig vom Versagen der so genannten Manager und Aufsichtsräte. Oberhausen ist auch weiterhin ein Standort, auf den Kunden der Anlagenbauer setzen.

2002 war das Jahr, das das Ende brachte, aber den Neubeginn in sich trug: Die Babcock Borsig AG musste Insolvenz anmelden. Drei Jahre zuvor, 1999, waren unter dem Dach des Konzerns die eigenen Kraftwerks- und Anlagenbau-Aktivitäten mit denen der Steinmüller-Gruppe zusammengelegt worden. Das Ergebnis: die „Babcock Borsig Power GmbH“, ein Unternehmen mit weltweit klingendem Namen und guter Auftragslage. Doch das zählte wenig, als Babcock, unter anderem mit dem Schiffbau der Howaldtswerke Deutsche Werft AG befrachtet, unterging. Der ursprüngliche Kern des Babcock-Konzerns war unverschuldet zu einem Teil der Konkursmasse degeneriert. Hunderte von Arbeitsplätzen waren auch hier in akuter Gefahr.



Haupteingang der Babcock-Hitachi Europe GmbH an der Duisburger Straße

Im Oktober 2002 gründeten die Insolvenzverwalter die „Babcock Borsig Power Systems GmbH“ als Aufgangsgesellschaft für den Bereich Energietechnik des insolventen Konzerns. Sie glaubten an den Wert dieses Sektors und legten die Basis für dessen weitere Zukunft. Aber sie mussten sich auf die Suche machen nach einem starken Partner.

Der fand sich für das Know-how-intensive Kerngeschäft, den Neubau von Kraftwerken, auf der anderen Seite des Erdballs. Und es handelte sich dabei ausgerechnet um einen entfernten Verwandten. Dazu muss man ein Stück zurückgehen in die Industriegeschichte:

- 1898 wird die „Deutsche Babcock & Wilcox Dampfkesselwerke AG“ in Berlin ins Leben gerufen. Die Aktienmehrheit liegt bei der britischen „Babcock & Wilcox Ltd“. Ein Jahr später nimmt der Konzern die Produktion von Kesseln in Oberhausen auf.

- 1908 Tausende von Kilometern weiter östlich: In Japan hebt Babcock & Wilcox ein Unternehmen aus der Taufe, das sich ebenfalls in erster Linie mit der Produktion von Kesselkomponenten beschäftigen soll.

- 1948 verlegt Babcock & Wilcox in Deutschland seinen Firmensitz von Berlin nach Oberhausen. Im „Land der aufgehenden Sonne“ wird fünf Jahre später der Hitachi-Konzern Miteigentümer des Unternehmens auf japanischem Terrain.

- 1975: Die Babcock & Wilcox Ltd. verkauft ihre Anteile an der deutschen Abteilung an die Deutsche Babcock AG.

- In Japan wird Hitachi 1987 alleiniger Gesellschafter des einst britischen Unternehmens und agiert in Form der Babcock Hitachi K.K. als selbstständige Unternehmensgruppe.

In Oberhausen war damals die Welt noch in Ordnung, der Babcock-Konzern schien auf soliden Füßen zu stehen. 16 Jahre später sah das freilich ganz anders aus. Im Insolvenz-Strudel war man glücklich, dass die Babcock-Hitachi K.K. für das alte „Herzstück“ ernsthaft Interesse zeigte.

Im Februar 2003 konnte der Interims-Vorstandschef der Babcock-Borsig AG, Horst Piepenburg verkünden, dass die Japaner einen Kaufvertrag über erst einmal 90 Prozent der Geschäftsanteile an der Babcock Borsig Power Systems AG unterzeichnet hatten. Für Piepenburg war das „die Bestätigung eines soliden und schlüssigen Konzepts“: Die Babcock Borsig Power Systems sei ein „echtes Kraftpaket“ und mit Babcock-Hitachi gewinne man „einen starken Gesellschafter im Energiemarkt“.



Blick auf die 660 MW-Blöcke des Steinkohlekraftwerks Iskenderun in der Türkei

Immerhin war Babcock-Hitachi weltweit führend bei energietechnischen Verfahren und Umweltsystemen. Der Konzern beschäftigte zu dem Zeitpunkt weltweit mehr als 2800 Mitarbeiter bei einem Umsatz von umgerechnet rund 930 Millionen Euro - eingebettet im Weltkonzern Hitachi Ltd., einem weltweit führenden Elektronikunternehmen.



In den folgenden Monaten wurde der Deal endgültig perfekt gemacht. „Für den Standort Oberhausen sehe ich für die Zukunft noch viel Wachstumspotenzial“, erklärte Klaus-Dieter Rennert, Geschäftsführer der Babcock Borsig Power Systems GmbH (BBPS), im April 2003. Für die „Vernunft-Ehe“ war die BBPS in der Zwischenzeit „schön schlank“ gemacht worden. Das Unternehmen, das in früheren Jahren einen respektablen personellen „Wasserkopf“ spazieren führte, hatte seine Belegschaft auf weniger als 300 Mitarbeiter/innen abgespeckt und auf Flexibilität getrimmt. Ansonsten war da das Wissen der Oberhausener aus über hundert Jahren Kraftwerksbau und die Erfahrung in Dienstleistungen rund um Großdampferzeuger für alle Brennstoffe und für Industrie- und Kombikraftwerke.

Heute geben die „Babcöcker“ offen zu, dass sie

Babcock-Hitachi Europe lieferte das Anlagen-Engineering für das 218 MW Kombikraftwerk Son Reus II auf Mallorca und nahm die Anlage erfolgreich in Betrieb

„die Japaner anfangs mit Argwohn betrachtet haben“, aber mittlerweile sind sie froh, dass die Übernahme zustande gekommen ist: „Sie war in dieser Situation für uns ein Glücksfall“, so ein führender Mitarbeiter der heutigen Babcock-Hitachi Europe GmbH (BHE), die diesen Namen bekam, nachdem Hitachi im Januar 2004 auch die restlichen zehn Prozent der Gesellschaftsanteile übernommen hatte. Die Rettung aus dem „Land der aufgehenden Sonne“ hatte also in gewisser Hinsicht Symbolcharakter.

Die BHE am alten Stammsitz der Babcock Borsig AG wurde zum zentralen Ansprechpartner für Kunden aus ganz Europa, den ehemaligen GUS-Staaten, der Türkei, dem Mittleren Osten, Indien und Afrika



Wirbelschicht-Dampferzeuger, gebaut für die Südzucker Bioethanol GmbH in Zeitz

bei allen Fragen rund um die Energie- und Umwelttechnik bei fossil befeuerten Kraftwerken (Kohle, Öl und Gas).

Der trotz aller Krisen immer noch gute alte Name „Babcock“, die immense Erfahrung, die sich aus einer Seiten langen Referenzliste der früheren Jahre erkennen lässt, und die neue solide Basis zogen dann auch erneut die Kunden an. „Südzucker“ orderte Wirbelschichtkessel für seine Produktionsanlagen in Zeitz; aus Australien kam im August 2004 ein mehrere Millionen schwerer Auftrag über moderne Kohlemöhlen, der wiederum auch der in Oberhausen weiter tätigen Babcock-Fertigung Arbeit und Einkünfte verschaffte. Im Dezember 2004 forderten italienische Kraftwerksbetreiber in der Nähe von Rom umfangreiche Ingenieurleistungen bei der BHE an. In 2005 waren es vor allem die Ungarn, die sich für

Know-how und Komponenten aus Oberhausen interessierten: Im März kam ein 60-Millionen-Euro-Auftrag über die Erweiterung und Modernisierung eines Kohlekraftwerkes herein und im August eine Order im Wert von 40 Millionen Euro, die den Bau eines Gaskraftwerkes für eine Eon-Tochter im Nordosten des Landes beinhaltete. Dazwischen lagen im April noch Großaufträge über insgesamt 70 Millionen Euro aus Spanien und Portugal für den Einbau von Rauchgasentschwefelungsanlagen.

Dass es wirklich wieder aufwärts ging, sah man nicht nur an einer steigenden Zahl von Aufträgen. Im Juni 2004 kündigte BHE-Vizechef Klaus-Dieter Renner an, dass das Unternehmen im Spätsommer erstmals sechs Auszubildende einstellen werde: „Die Zukunftsaussichten unserer Gesellschaft sind hervorragend. Deshalb investieren wir in junge Menschen“, sagte er. Zuvor hatte BHE schon etliche ausgebildete Fachkräfte neu eingestellt. Das sollte sich auch im nächsten Jahr fortsetzen. In 2005 bot Babcock-Hitachi Europe über 50 Ingenieuren, Kaufleuten und Facharbeitern einen Arbeitsplatz. Zudem wurden erneut sechs Lehrstellen geschaffen.

Dieses Engagement hat nicht nur mit sozialer Verantwortung zu tun. Denn: Die weiteren Aussichten auf dem Kraftwerkmarkt werden bei Babcock-Hitachi Europe als sehr gut eingeschätzt. Allein in Deutsch-



Braunkohlebefeuertes Kraftwerk Boxberg mit 900 MW-Dampferzeuger

land, so schätzen Experten, stehen in den nächsten Jahren rund 30 große Kraftwerkprojekte an, speziell auf der

Gas- und Kohlebasis. Eines der nächsten großen Vorhaben, an dem BHE natürlich stark interessiert ist, befindet sich quasi in Sichtweite: der Neubau eines Kohlekraftwerkes der Steag in Duisburg-Walsum. Dort kennen sich die Babcöcker aus, haben sie doch vor Jahren schon die Erweiterung des benachbarten Kraftwerksblocks vorgenommen.

PORTRÄT

Gegen den Strich

*Der Stadtkünstler
Walter Kurowski hat dem
Establishment gelegentlich
den Marsch geblasen*

VON MICHAEL SCHMITZ

Es ist Jahre her, da habe ich geschrieben über eine Aktion von „Kuro“. Ein Bekannter fragte mich, wer denn dieser Kuro sei, obwohl er es genau wusste. Dennoch habe ich bereitwillig Nachhilfeunterricht erteilt: „Walter Kurowski.“ Er zeigte sich immer noch bockig, „der Maler und Jazzmusiker.“ Die Überzeugungskraft reichte nicht, der Mann war Mitarbeiter in leitender Stellung bei einem Oberhausener Geldinstitut. Und ich hatte keine Lust mehr auf Nachhilfe. Es gingen vielleicht zwei, drei Jahre ins Land, da stolzierte der Ignorant über die Marktstraße und wunderte sich über Farbspuren, die er dabei hinterließ. Er trampelte sozusagen auf einem ebenso riesigen wie wunderbaren Straßenbild herum, dem längsten, das es damals weit über die Grenzen Oberhausens hinaus gab und das unserer Stadt Werbeminuten - kostenlos - bescherte, die den städtischen Haushalt allein aufgefressen hätten. „Wer hat das denn inszeniert?“, fragte trotz eingefärbter Schuhsohle eben derjenige, der Walter Kurowski nicht kannte. „Kuro“, meine Antwort war knapp. Seither kannte der Mitarbeiter des Kreditinstitutes auch offiziell den Stadtkünstler.



FOTOS (B): STEPNAK

Endlich Platz für viele Bilder: Kuro wohnt heute in der alten Post in Osterfeld

Eigentlich ist er alles, Zeichner, Maler, Musiker, Querulant, Skipper, Vater, Großvater - Kuro, 66, weigert sich hartnäckig, erwachsen zu werden.

Sein Leben beginnt am 20. August 1939 im eher wohl behüteten und damals noch selbstständigen Kettwig. Eine Kleinstadt gut zehn Tage vor dem Überfall des Nazideutschland auf Polen. „Irgendwann wurde sie eingemeindet, da war ich schon weg, sonst hätte ich einen Volksaufstand angezettelt.“ Der ehemalige Sozialdemokrat, als es noch eine Linke gab, dort auch angesiedelt, später den Kommunisten nahe gebracht, eher aber konservativ, hätte wahrscheinlich Mauern aufgebaut, sein Kettwig zu retten, bevor die Reichen den Bauern die Felder abkaufen konnten. Der Vater ist Schreiner, selbstständig in einer kleinen Garage mit alter Hobelbank. Vater „Kuro“ schreinert Regale, poliert alte Flügel auf, der kleine Walter lernt Möbel zu schleppen, zu sägen und zu basteln: „Mein Vater war ein schlechter Geschäftsmann, seine Rechnungen waren immer zu niedrig, er konnte nicht handeln.“ Manchmal sind die Dinger aus reinem Mahago-

ni, mehr als 100 Jahre alt, aber Papa Kurowski arbeitet sie für einen Spottpreis auf. Trotzdem reicht es 1950 für ein Motorrad, eine 175-er Hoffmann, mit der er mit der Mutter bis an den Bodensee fährt.

Walter ist da schon Schüler, die protestantischen Eltern parken ihn auch mal in einem Nonnenkloster, hinter deren schwarzen Türen er sich wie im Knast vorkommt, dicke Mauern drum herum eingeschlossen. Da verblasst beinahe die Erinnerung an die Geige, die er viele Jahre gespielt hat. Denn für den Vater ist es wichtig, dass der Sohn, das einzige Kind, was lernt. „Instrument und Bildung, Köpfchen, Köpfchen, Köpfchen“, das sind die Vokabeln, die der Vater, selbst dem Kommunismus zugeneigt, predigt.

Er hatte Schlimmes erlitten, wurde mit 18 eingezogen, musste in den Krieg, den ersten Weltkrieg. Verwundung, Splitter im Bein, der Ostpreuße bleibt in Es-

sen, geht als Schreiner in Stellung. Und er aktiviert sich im Roten Arbeiter-Wassersportverein Essen-West, in der KPD. Nicht als Saalredner, eher als stiller Arbeiter.

Er wird mit einem Mädchen, auch aus den Kommunisten zugeneigter Familie stammend, verkuppelt, die Schwester der damals fast noch legendären Sperlingssöhne vom Hau-

mannshof in Essen. Aber: Kuros Vater wandert in den Knast, weil er für die Kommunisten kassiert und Flugblätter verteilt hat. Sein Mädchen macht es kurz: „Willi, ich warte auf dich.“ Wieder frei, muss er mitbauen am Westwall, beim Besuch der Mutter zeugen Willi und seine Frau, davon ist Kuro fest überzeugt, ihr erstes und einziges Kind. Der 1898 geborene Schreiner von Kettwig und seine zehn Jahre jüngere Frau, beide aus Ostpreußen stammend, bringen ihren Sohn durch den Krieg. Notfalls mit Rosinen und Haferflocken in Milch, wenn es so etwas überhaupt mal gibt.

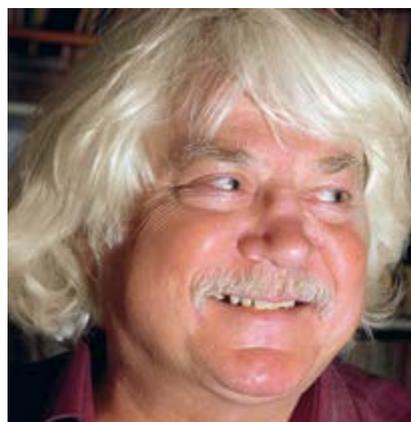
Die Mutter ist zwar keine begnadete Köchin, „aber sie hat immer leckeres Essen gekocht“. Walter geht zur evangelischen Volksschule Kettwig, muss das

Geigenspiel erlernen. Das ist für den Vater wichtig. Man lässt es ihn spüren in der Kleinstadt, dass er Kommunist ist, aber Kuros Vater bleibt ein Träumer, der am Wochenende malt, Porträts in Öl, Impressionistisches, Naives, Landschaften. Sogar Stücke schreibt er, die aber später nicht einmal der ASSO-Verlag nehmen wird. Der Schreiner von Kettwig nimmt es hin mit seiner kleinen Karre und der Hobelbank.

Mit 10 hat Walter ein einschneidendes Erlebnis. Beim Fußballspielen auf der Straße - kaum zu glauben, dass der Stadtkünstler jemals vor einen Ball getreten hat - lernt er einen anderen Jungen kennen, Peter Kemper. Der stammt aus einem ganz anderen Elternhaus. Kempers Vater war vor dem Krieg Tenor, ist jetzt Prof. für Sprecherziehung an der Musikhochschule in Köln. Die Mutter Opernsängerin. Im Haus Kurowski ist zwar bis dahin schon auf allen Feiern kräftig gesungen worden, das Finale ist immer der Trauermarsch für die Gefallenen auf der Geige, sogar im Krieg, wer weiß damals schon, dass es ein bolschewistisches Lied ist. Jetzt aber findet Kuro Zugang zur Hochkultur.

Und er kommt 1950 aufs Gymnasium, neusprachlich, über dem Tor der Kettwiger Penne hängt der Spruch „In einem gesunden Körper ein gesunder Geist“ - auf Latein. Das einzige, was Walter zu diesem Zeitpunkt richtig kann, ist malen und zeichnen. Deshalb mag ihn auch der Kunsterzieher Karl Juch, ein alter Pauker, der in Essen auch als Künstler aktiv ist, ganz besonders. Immerhin schlägt sich Kuro als normaler Schüler ohne Nachhilfe durch die ersten Pennälerjahre, an Latein hat er sogar Spaß, Französisch hätte er gern gehabt, Mathe mag er überhaupt nicht. Peter Kemper sitzt neben ihm, die Lehrer setzen keinen guten neben einen schlechten Schüler, weil selbiger dann nur abschreiben würde. Also sind jetzt, wie Kuro es heute nennt, „zwei Trümmerhaufen“ Nachbarn: „Die Aufgaben für Mathe-Arbeiten hätten sie uns auch auf Chinesisch schreiben können, Peter hatte immer eine Sechs, ich manchmal wenigstens eine Fünf.“

Walters Gymnasialaufbahn dauert nicht allzu lange, irgendwann wäre er auf der Penne im kleinbürgerlichen Umfeld eh gescheitert. Nicht wegen zweier Fünfen auf dem Zeugnis, sondern wegen des kom-



munistischen Vaters. Konfirmiert wird er auch nicht, obwohl die Großmutter streng protestantisch ist, lehnt das Presbyterium der Gemeinde ab, der Pfarrer, der ihn im Krieg notgetauft hat, konfirmiert ihn nun nicht. Später, als er eigenes Geld verdient, übt Kuro Rache, bis heute hat er nicht einen Cent Kirchensteuer bezahlt.

Also runter von der Schule, ein Onkel aus Essen ist mit einem „Grafikermeister“ (Graveur) befreundet, zu dem soll Walter in die Lehre. Zwei Jahre macht er das, aber die Ausbildung besteht vorzugsweise darin, Hühner und Kaninchen zu schlachten, das Klo zu putzen. Jeden Tag fährt er dafür mit dem Fahrrad nach Gelsenkirchen, im Winter durch 20 cm tiefen Matsch, andere Stifte bekommen von ihren Lehrmeistern damals wenigstens schon das Geld für die Straßenbahn. Aber es gibt auch Positives, der Meister, ein richtiger Suffkopp, schickt Walter zur Folkwang-Hochschule, damit er dort Schriften lernen kann fürs Gravieren. Von Haarzopf aus fährt er abends dahin und findet das aufregend, spannend an der Hochschule. Er ist ja erst 15, bewundert die Zeichnungen, die an den Wänden hängen. Fortan ist er nur noch von einem Gedanken besessen: ‚Das muss ich auch lernen.‘ Damals wird ja noch richtig gezeichnet und gemalt, ohne Computer. Kuro belegt Sach-, auch Aktzeichnen, fragt einen Lehrer dort, wie er an einen Studienplatz kommen kann auf Folkwang. Er müsse eine Mappe einreichen. Walter erarbeitet eine und bewirbt sich, neben 130 Kandidaten. 12 werden genommen, auch Walter Kurowski. Aber er muss erst 16 werden, arbeitet noch ein halbes Jahr in der Schreinerei des Vaters. Der sanfte Mann hat nichts gegen die Pläne des Sohnes, „wenn du es willst, dann geh’ dahin“.

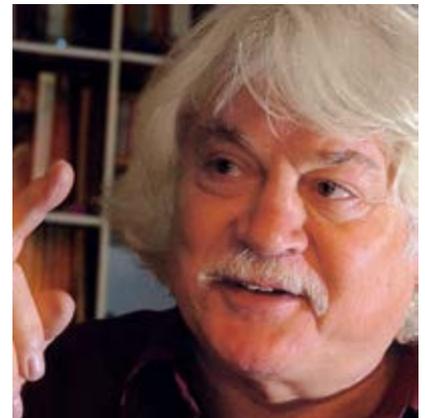
Bei der Aufnahmeprüfung an Folkwang sitzen 10 Professoren und Dozenten, sie fragen ihn, warum er Grafik studieren will, was ihn daran interessiert. Und jetzt zahlt sich aus, dass er fünf Jahre zuvor Peter Kemper kennen gelernt hat und dessen Vater. In Kettwig sind sie damals durch die Wälder, durch die Auen gestreift mit Vater Kemper, und der erzählt bei diesen Sonntagsspaziergängen viel von Kunstgeschichte und Literatur, Walter lernt Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“, kommt in Berührung mit Gorki, Tschchow, Dostojewski - und Tucholski. Von diesen Schriftstellern erzählt Vater Kemper,

während er sich beim Waldbummel-Finale in der Kneipe ordentlich einen zur Brust nimmt und die Jungs Cola trinken dürfen. An manchen Sonntagen berauscht sich das Trio an den Impressionisten im Folkwang-Museum.

Zuhause hat Kemper ein riesiges Bücherregal, einen Flügel, an den er sich oft setzt und seine Frau begleitet, wenn sie aus der „Zauberflöte“ singt. Kemper hat mehrere Bilder, auch eine Kopie der „Sonnenblumen“ von van Gogh, nachgemalte Gaughins und Rodins. Jetzt, bei der Aufnahmeprüfung an Folkwang, da kann Walter zu jedem Bild etwas erzählen. Das beeindruckt die Professoren, sie nehmen Kuro auch ohne Abi, „weil ich ein begabtes Äffchen war“. Fortan wird man den von der Kunst besessenen an der Hochschule nicht mehr ohne Zeichenblock und Bleistift sehen.

Folkwang ist eine Mischung aller Sparten, in der Bildenden Kunst fußend auf den alten Bauhaus-Ideen. Alle Studenten treffen sich in dem großen Gebäude, auf dem Weg zur Mensa kommunizieren künftige Architekten mit angehenden Ballett-Tänzern, Industriedesigner mit Sängern, Geiger mit Schauspielern. An Pina Bausch, die seinerzeit dort auch studiert, kann Kuro sich noch genau erinnern: „Mit vielen Tänzerinnen hatten wir schöne Erlebnisse, haben Feten gefeiert, Bier getrunken, uns auch ineinander verliebt. Pina sah man auf keiner Fete, sie war damals schon so streng wie heute.“

Abends geht man in die Kneipe, institutsübergreifend wird gejaxzt, tagsüber malen die Kunststudenten der Werkkunstschule den ganzen Saalbau voll, schon im ersten Semester wird der von der Kunst getriebene, faszinierte, elektrisierte Walter Kurowski Semestersprecher, schon damals fällt er auf durch Unordnung, Chaos, aber alles sind gemalte Blätter, um die 1000 entstehen in jedem Semester. Der Maler Klaus Rinke ist sein Kommilitone, auch der Schau-

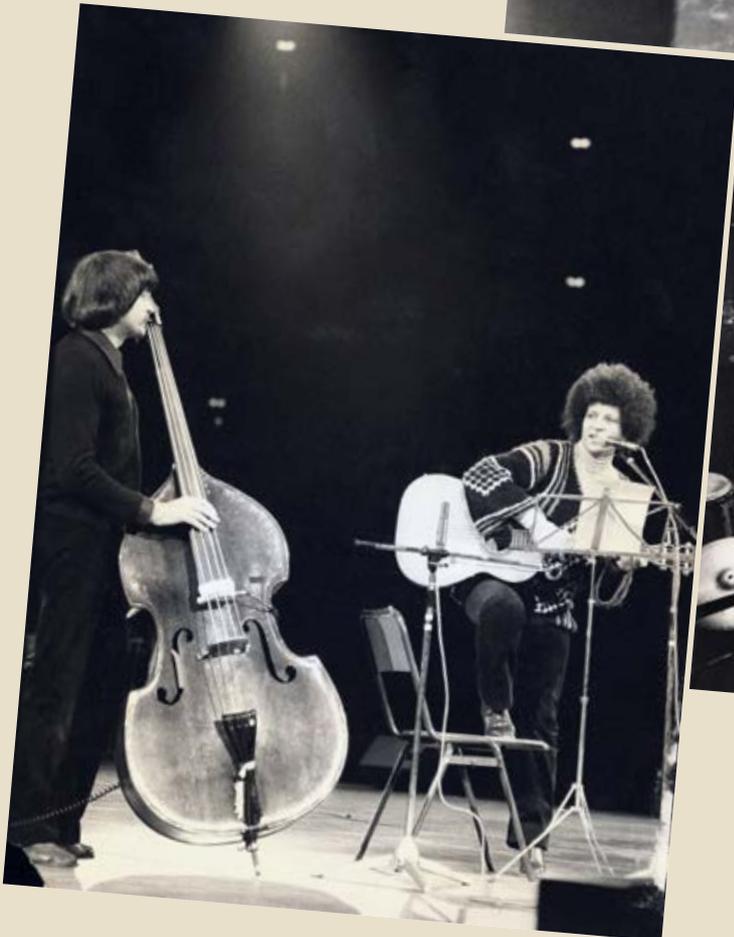


So entsteht ein Steindruck: Demonstration in der Städtischen Galerie Schloss Oberhausen in den 80er Jahren



FOTOS: PRIVATARCHIV

Mit Fasia Jansen beim Stahlarbeiterstreik in der Westfalenhalle in Dortmund



Jazz-Frühstücken in der Fabrik K14 mit Csaba Deseö, Chuck Cornish und Jochen Bosak



*Jazz für den Frieden zur Auftakt-
veranstaltung des Ostermarsches
1987 in Duisburg*



*Maler und Modell für die demo-
kratischen Grundrechte der Studen-
ten, 1976*

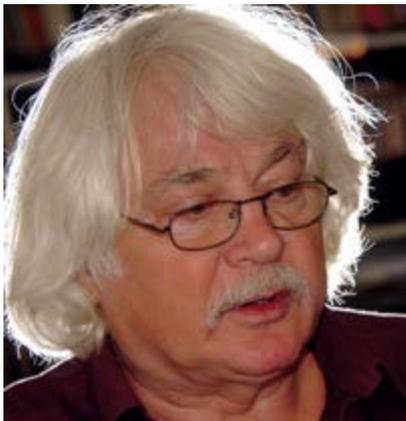


*Sommerjazz open air mit Chuck
Cornish, Ernst Dittke, Ralf Kleinettebbe
und Jochen Bosak*

spieler Ulrich Hass, der eigentlich auch Grafiker werden will. Kuro erinnert sich an „wüste Geschichten“, an ein herrliches Studium, Rinke und er gelten an der Hochschule als die „jungen Wilden“. Kuro erreicht es gar, dass der Fotografielehrer ihm diesen Kurs erspart: „Ich wollte nicht fotografieren und er hat es akzeptiert.“ Seit Jahren aber pflegt er, vorzugsweise in Kroatien, doch die Fotografie als Hobby, sind seine „Models“ Frauen, immer aus dem direkten privaten Umfeld, sind sie selten bekleidet. Erinnert er sich an das Lernen der Aktzeichnerie an Folkwang, grinst er unverschämt, fast lüstern: „Wir waren die jungen Wilden, die Modelle nicht mehr in der Blüte ihrer Jahre. Traumatisiert waren wir von den Tänzerinnen, dann haben wir unsere Aktmodelle noch schräger gemalt. Der Prof. hat uns rausgeschmissen, wir würden die Modelle deformieren.“

Kuro lernt den Umgang mit Farben, Konturierungen zwischen hart und weich, gebrochen und leuchtend, Max Burchartz heißt der dafür zuständige Professor, als Künstler ein ähnlicher Typ wie Josef Albers. Zwei, zweieinhalb Stunden lang erzählt Burchartz, ebenfalls vom Bauhaus kommend, mit weicher Stimme, sehr bildhaft auch, dann stellt er die knochenharten Fragen zu Farben: „Nach der Mittagspause hat er dann alles von uns an die Wand gepickt und dann wurde es besprochen, wieder ganz leise, wie bei einer Meditation.“

Nach acht Semestern gewinnt Kuro in seiner Sparte den Folkwangpreis, 1960, er ist 20, Pina Bausch erhält im gleichen Jahr den Preis in der Sparte Tanz, Karl Ridderbusch, der geniale, später leider der Kultivierung von Nazi-Symbolen zugetane Bassist, den Preis in der Sparte Gesang. Kuro hängt noch zwei Semester dran, arbeitet an der Folkwang-eigenen Steindruckpresse, die er konfisziert, als die Hochschule zur Gesamt-



hochschule wird: „Die hätten doch alles auf den Schrott geschmissen.“ Lithos arbeitet er vom Hütten-

werk, vom Circus, Duisburger Hafen oder der Brehm-Insel in Werden. Seine Abschlussarbeit thematisiert Kleists Michael Kohlhaas und Direktor Hermann Schad ist froh. Er hatte eh immer befürchtet, dass „Wilde“ wie Kuro ihm die jungen Studentinnen ausspannen: „Das ist uns nur teilweise gelungen.“

Schon Ende der 50er Jahre kauft Kuro sich sein erstes Cornett, die Geige hat er schon mit 13 an den Haken gehängt, Tonleiter rauf und runter, alles geschliffen, das will er damals nicht mehr: „Der Geigenlehrer hat mir das verleidet, er war böse, streng, hat nie ein Lied mit mir gespielt.“ Also sagt er seinem Vater mit 13: „Indianer spielen keine Geige.“

Schon mit 16 hat er auf einer Fete einen Trompeter erlebt, der auf dem Mundstück dieses so endlos schöne Solo aus „Verdammt in alle Ewigkeit“ gespielt hat, Krieg und Tristesse über Frank Sinatra, Burt Lancaster und Montgomery Clift. Alle versuchen, das nachzuspielen, Kuro schafft es. Sofort hat er das Gefühl, die Trompete ist sein Instrument: „Wir haben damals natürlich alle Jazz gehört.“

Sie hören BFN, dass das Radio Purzelbäume schlägt bei Charly Parker, Miles Davis oder Louis Armstrong und jazen auch schon mal rund um einen Sarg in der Schreinerei des Opas eines Freundes. Das Cornett kostet 90 Mark, Kuro verdient sich das Geld in den Ferien als Schaufensterdekorateur. Und die Haare werden länger, Kuro geht in den Mülheimer Handelshof, um mit jungen Mädels zu tanzen, die Rockmusik ist ihm zu primitiv, hier wird auf Jazz „gejammt“.

In Altenessen, da wird gejazzt, Kuros Truppe meldet sich für ein Amateur-Jazzfestival an, Gitarre, Rhythmus, Trommel, Sopransaxophon, Cornett. Hinter dem Tresen der Kneipe, die Ex-Boxer Willi Riethmüller betreibt, steht Neger Blacky, Weltmeister im Catchen, links hängt Joe Louis an der Wand, rechts Max Schmeling. Riethmüller, schmalzlockig wie Oska Sima, Bärtchen, feiner Schlips, weißer Kragen, promotet prominente deutsche Boxer wie Karl-Heinz Kalbfell. Und Willi zockt gern, bietet mal dem Deutschen Meister im Gewichtheben, Theo Aldering, eine Wette an. Theo ist Bierkutscher bei Stauder, nimmt die Wette an. Bierfass an den Bauch, hochstemmen und auf den Wagen legen. Vier Zentner etwa, denn Bier ist drin. Willi gewinnt die Wette gegen den Gewichtheber, Ku-

ro jazzt mit seinen Musikern in der Kneipe, in der es auch einen Boxring und regelmäßig Kämpfe gibt. Beim Festival macht die Formation den 2. Platz, erster wird „Woodhouse“, damals mit Jochen Bosak am Klavier, mit dem Kuro eine jahrzehntelange Jazzer-Freundschaft verbindet.

Der dicke Riethmüller erlaubt den Jungs, einen Jazzkeller einzurichten, den Kuro bemalt: „Ihr könnt machen was ihr wollt, ihr müsst nur mein Bier trinken.“ Koteletts gibt's und Kartoffelsalat, auch mal Tanz und 'ne Schlägerei, „aber der Willi hat alle Randalierer rausgeworfen. Meistens reichte ein sauberer Schlag.“ Irgendwann passiert was bei einem Kampfabend, Willi verliert die Konzession, ist pleite, bevor er nachträglich Recht bekommt. Das Ende auch des Jazzkellers.

Ohnehin aber wird es für Kuro Zeit, sich um Arbeit zu kümmern. Er soll zu einer Düsseldorfer Werbeagentur, in der alle englischen Modevokabeln gesprochen werden: „Und ich war doch eher ein Holzfäller, passte nicht in diese Seifenwelt.“ Schon zuvor taucht im Jazzkeller gelegentlich ein „Mensch mit Brille“ auf, Rolf Plätz, dessen Vater in Oberhausen ein großes Autogeschäft hat. Rolf Plätz hört gern Jazz und hat eine Jolle auf dem Baldeney-See, lädt Kuro zum Segeln ein. So um 1962 fängt Walter Kurowski bei Plätz als Grafiker an, der heute noch existierende Schriftzug des Oberhausener Unternehmens ist sein Werk, er wird so etwas wie der Hauskünstler des Autohauses, gestaltet zusammen mit Karl-Ernst und der ehemaligen WAZ-Fotografin Ruth Gläser die Kundenzeitschrift auf hohem Niveau.

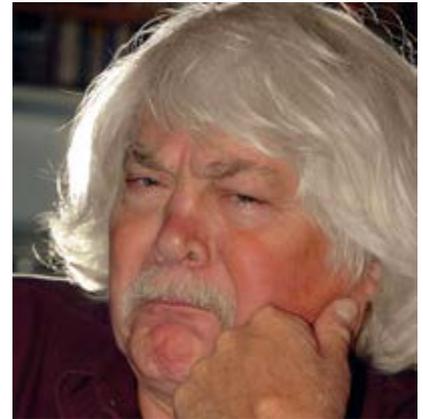
So kommt Walter Kurowski 1964 nach Oberhausen, wohnt zunächst in der Arndtstraße 109, bei Frau Pohls, „ein wunderbares Haus“. Mit Ehefrau Susanne, einer Krankenschwester, die er im Altenessener Jazzkeller kennen gelernt und alsbald in Kettwig geheiratet hat: „Sie wirkte fünf Jahre jünger als ich, erst auf dem Standesamt habe ich gesehen, dass sie ein Jahr älter ist.“ Bei der Hochzeitsfeier soll Kalbsnierenbraten aufgetischt werden, im Leben würde Kuro so etwas nicht essen. Er weist den Braten zurück, stattdessen werden Spiegeleier aufgetischt.

In der Arndtstraße wird Tochter Eva geboren, im Parterre wohnen drei Witwen, in der 1. Etage entdeckt man mal ein Hehlerlager. Drüber wohnt der alte

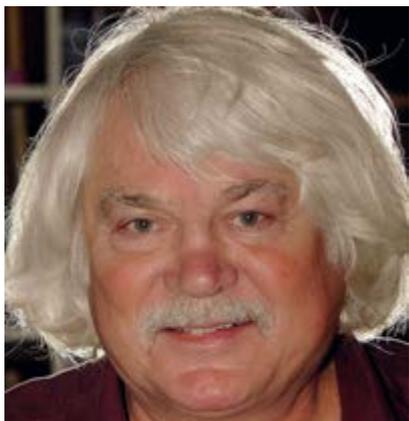
Graczyck, polenstämmig, bei dem auch schon mal polnische Regisseure während der Kurzfilmtage übernachten. Gelegentlich spielt Graczyck auf einem grausig scheppernden Klavier, und er hat eine Enkelin, Angelika. „Die war Evas erstes Kindermädchen.“ Eines Tages liegt Graczyck morgens tot im Sarg im Treppenhaus. Auf dem Hof hält einer Tauben, bis Frau Pohls mal gründlich renovieren lässt und der Schlag wegkommt. Frau Pohls hat Verständnis für die Familie Kurowski. „Einmal sagte sie zu mir: ‚Herr Kurowski, Ihre Tochter hat eine Schramme in die Tür gemacht, waschen sie ihr mal den Kopf.‘ Da hat Eva mich gefragt: ‚Papa, wäschst Du mir jetzt die Haare?‘.“

Und hier in Oberhausen lernt Kuro Leute wie Heinz Schleußer kennen, der ist damals Betriebsrat bei der ehemaligen HOAG, und Kuro hat damals schon Erfahrung im Stahlwerk, etwa durch Bilder von Krupp Rheinhausen. Damals gibt es eine Kampagne der Jusos: „Junge Erwachsene wählen SPD.“ 600 Plakate werden auf einem Küchentisch gedruckt, Kuro hat das Plakat entworfen, ein Siebdruck: „Irgendwann wurde ich Juso, aber eigentlich wollte ich Heinz auch schon mal woanders hinlocken, zur DKP, die machte immer spannende Kulturveranstaltungen. Die KPD arbeitet bis zur Gründung der DKP damals in der Illegalität, Parteiversammlungen finden bei Kuros Eltern statt, er schneidet in Linol ein Titelbild für die KPD-Zeitschrift „Das freie Volk“, er bekommt es nie zu Gesicht.

In den Sechzigern gehört er zu den Gründern des Friedensdorfes (das Signet stammt von ihm), auch des Vereines zur Förderung politischer Bildung K 14, erstes Domizil ist die Ebertstraße 34. Dort verkehren Kulturschaffende wie der Oberhausener Kulturdezernent und Gründer der Westdeutschen Kurzfilmtage, Hilmar Hoffmann, der Chef dramaturg des Oberhausener Schauspiels, Günther Büch, der als „enfant terrible“ des deutschen Sprechtheaters gilt, seinen Um-



bruch in der Sechzigern aber nicht minder beeinflusst als Peter Stein in Berlin am Halleschen Ufer und dessen damaliger Dramaturg Claus Peymann. Kuro druckt für Büchs Inszenierungen Plakate auf seiner Steindruckpresse. Man hört Jazz auf einem alten Braun-Plattenspieler. Das K 14 ist damals eine gute Keimzelle für alles Mögliche - was sich übrigens in 36



Jahren nicht geändert hat, wie die Verleihung des Kruft-Kulturpreises 2005 an das K 14 belegt. Dann wird das Haus verkauft, „wir waren wohl zu doof, es selbst zu kaufen“. Gleichwohl ist der Umzug 1972 für das K 14 ein echter Gewinn.

Da ist der Schreiner von Kettwig schon tot, Kuros Vater stirbt 1971. Zu diesem Zeitpunkt befindet sich die SPD in einer ern-

sten Krise. Die Jusos lehnen sich gegen das Partei-Establishment auf, den „Spiegel“-Titel vom 1. März 1971 ziert eine geballte Faust mit eingeschlossenem Daumen, damals der Auto-Aufkleber der Jusos, entworfen von Walter Kurowski, der die SPD bald verlassen - muss/wird. Er nähert sich wieder der DKP an, nicht aus strengen ideologischen Gründen, aber er arbeitet häufig für sie. Er zeichnet hunderte von Karikaturen, die in unzähligen Studenten-, Betriebs- und Wohngebietszeitungen veröffentlicht werden. Längst kennt er die Sängerin Fasia Jansen von den Ostermärschen. Die wundert sich, dass ein junger Deutscher das bolschewistische Lied für die gefallenen russischen Soldaten kennt. Es gefällt der unermüdlchen Kämpferin für Frieden und die Rechte von Minderheiten, die selbst unter dem Nazi-Deutschland gelitten hat.

Von seiner Frau ist er geschieden, sie geht nach Bremen, nimmt dort eine Stelle als Krankenschwester an, Eva bleibt beim Vater. Besucht die Mutter die Tochter, haut der Vater ab. Aber auch das Verhältnis von Susanne zu Eva kühlt zwischenzeitlich mal ab, als die Tochter erzählt, wie alt sie ist. Daraus könne der neue Lover der Mutter doch schließen, wie alt sie

ist, Eva habe das Verhältnis kaputt gemacht.

Kuro lernt Inge Kreutzenbeck kennen. Sie ist Bundesvorsitzende der Gesellschaft zur Förderung der demokratischen Kultur Chiles, auch Heinrich Böll sitzt im Vorstand. Gemeinsam überlegt man bei einer Versammlung in Essen, wie man nach der Ermordung Allendes demokratische Strukturen in Chile festigen kann. Briefmarken kleben sie für Postwurfsendungen. Und Inge Kreutzenbeck lädt Walter Kurowski ein zu einer Fete im türkischen Kulturzentrum in Essen. Kuro stellt dort aus, später tanzen sie auf Santana: „Ich war ganz weg, habe versucht, mit ihr zu flirten. Ein paar Monate später ist Inge Kreutzenbeck mit ihrer Promotion fertig, Kuro macht sich auf mit einer Flasche Wein, um zu gratulieren: „Das war der Beginn einer intensiven und folgenschweren Liebesgeschichte.“

Nicht nur der politische Nenner verbindet. 1979 machen die beiden in Kroatien zum ersten Mal gemeinsam Urlaub, wo Kuro ein kleines Boot mit Außenbordmotor hat. 1980 Portugal, und dann sagt Inge: „Wir kaufen ein richtiges Schiff.“ 1982 wird das in die Tat umgesetzt. Das Skippern in Kroatien ist bis heute Kuros großes Hobby geblieben.

Dr. Inge Kreutzenbeck ist Leiterin des Fachbereiches „Politische Bildung“ bei der Oberhausener Volkshochschule, die beiden wohnen in der Werkstatt Eisenheim, Fuldastraße 4, begründen dort den legendären Jazzkeller. In dem übrigens trifft man neben Größen wie Ali Claudi, Csaba Deseö, Gerd Pütz oder Chuck Cornish, um nur einige der vielen musikalischen Weggefährten Kuros zu nennen, immer mal wieder auch einen jungen Saxophonisten, keine 30, der auch schon mal trommelt und den Kuro auf einem UZ-Fest kennen gelernt hatte: Helge Schneider. Seine Sessions waren sensationell, schon damals offenbarte der spätere Erbauer des Katzenklos höchst komödiantisches Talent. Noch heute treffen sie sich regelmäßig, Kuro, 66, weißhaarig, und der einst junge, inzwischen auch schon 50-jährige Helge, immer noch spirrig wie damals, immer noch rothaarig.

Es bleibt nicht beim Jazzkeller, die Frauenkonzerte werden geboren, auch Jugendkonzerte, gut in Erinnerung ist ein ausverkaufter Abend in der Stadthalle, der heutigen Luise-Albertz-Halle. Hannes Wader, im sogenannten Beiprogramm die französische Akkordeonistin Lydie Auvray. Nach der Pause will niemand

mehr den Liedermacher hören, der allerdings auch selten lustlos wirkt, während die kleine Französin mit ihren Musette-Walzern ein wahres Faszinosum anrichtet.

Es wird geheiratet, ein Kind ist unterwegs. Inge Kreutzenbeck-Kurowski, wie sie inzwischen heißt, 32 Jahre jung, hat keine Angst vor der Geburt. Das Unfassbare passiert. Das Kind, eine Tochter, kommt gesund zu Welt, Inge hat Kindbettfieber, fällt im Sterkrader Krankenhaus ins Koma, wird in die Düsseldorfer Uni-Klinik überwiesen. Sie wacht nicht mehr auf. Juni 1984, bei der Beerdigung in Essen bricht Kuro am Grab fast zusammen.

Heute nennt er es einen Höllensturz, „vielleicht reagierst Du auf ein solches Schicksal als Künstler anders. Du hast gedacht, Du bekommst ein neues Leben, und kriegst den Tod gleich dazu.“ Er findet Freunde, natürlich Heinz Schleußer, der den freischaffenden Künstler auf einer Halbtagsstelle bei der Stadt unterbringt. Denn irgendwie muss er ja für die kleine Laura sorgen, die ihrer Mutter von Monat zu Monat immer mehr ähneln wird. Und Renate Reuther, damals Fraktions-Geschäftsführerin der SPD. Das Organisationswunder bringt erst einmal Ordnung in das Chaos von Kuro, sorgt dafür, dass der eine oder andere Käufer seiner Bilder endlich auch mal die Rechnung bezahlt.

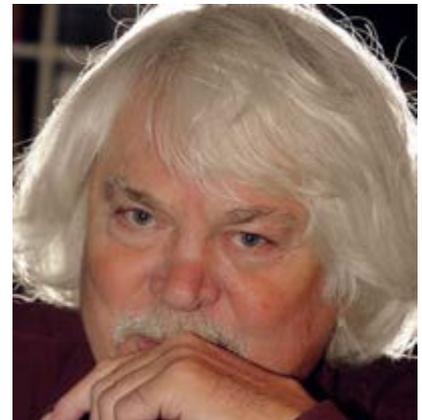
„Die Polarität Leben und Tod ist allgegenwärtig“, sagt er, „aber dass es Dich so unvorbereitet trifft, das ist so was von schlimm.“ Und es beginnt was ganz Komisches: „In Dir wächst eine ganz unglaublich Intensität zum Leben, Du wirst von einer Urgewalt berührt. Und ich merkte in mir diese endlose Lebenslust, diesen Drang, das zweite Kalb auch groß zu kriegen. Ich weiß, dass man mich damals bei der Stadt aus Mitgefühl eingestellt hat. Aber ich wusste auch, dass ich etwas kann, obwohl das in einer Verwaltung nicht einfach umzusetzen war, obwohl ich eigentlich immer ein gutes Verhältnis zu sämtlichen Ämtern hatte.“

Ein Jahr später lernt er Gabriele Bauhofer kennen, auch Kulturschaffende, Dramaturgin seinerzeit an der Dinslakener Burghofbühne, die Egmond Elschner leitet. Kuro wird, ohne diesen Titel jemals zu erhalten, zum „Stadtkünstler“. Die großen City-Feste bedienen sich, damals noch vom City-Werbering inszeniert, seiner Mitwirkung. Schon Kuros erster Beitrag

wird ein Knaller. Er verwirklicht seine Idee, Kinder über die gesamte Fußgängerzone der Marktstraße das längste Straßenbild der Welt malen zu lassen, gewinnt Sponsoren, die Material, auch Geld für die aufwändige Aktion spenden. Von einigen Passanten eher belächelt, bringt diese Aktion Oberhausen so positiv in die Medien wie kaum eine Aktivität zuvor. Beinahe alle TV-Sender, die es damals gibt, berichten ausführlich. Hätte die Stadt das als Werbeminuten seinerzeit zahlen müssen, wären Millionen draufgegangen.

Eine Fahngalerie folgt, wunderschöne von Kindern gemalte Bilder werden über beide Fußgängerzonen gespannt, ein Jahr später eine erneute Galerie zur Eröffnung der Westdeutschen Kurzfilmtage, Kinder malen ihre Gedanken zum Festivalmotto „Weg zum Nachbarn“. Wunderbar, gemessen an den später folgenden stinklangweiligen Fahnen gar genial. Hier zahlen sich 18 Jahre Malschule und 20 Jahre Volkshochschule aus. Und Kuro lässt erstmals das Jazz-Karussell rotieren. Immer wieder steigen exzellente Musiker auf, zwischen dem Haus Pargmann in Königshardt und dem Cafe Transatlantik, zwischen Theater und in den letzten Jahren weitgehend dem polnischen Restaurant „Gdanska“. Mischte Kuro einst auch schon mal Klassik etwa mit Streichquartetten ein (unvergesslich ein Morgen im Theaterrestaurant

„Falstaff“, als Emiliu Ciobota auf der Violine Kuro mit einem traumschönen Saitenzauber zu Tränen rührte), beschränkt sich das Karussell immer mehr auf Jazz. Lee Konitz in Altenberg, Dirk Baltaus im „Trans“, Helen Sax singt auf dem Altmarkt, Csaba geigt im Theater, regelmäßig singt Eva. Kuro ist stolz auf die Tochter. Nicht weil sie ihn längst zum Opa gemacht hat, sondern mittlerweile auch zu einer anerkannten Jazz-Sängerin gereift ist. Klar, auch Helge Schneider stößt, stets ohne öffentliche Ankündigung, immer mal wieder zu einer Formation. Wüssten seine Fans das vorher, sie wären enttäuscht, wenn sie kämen





FOTOS: PRIVATARCHIV

30 Jahre Fabrik K14: Geburtstagsjazz mit Helge Schneider



Bastelaktion mit Kindern auf der Marktstraße



Alle meine Kinder: Laura, Eva und Jojo; immer aktiver in der Jazzszene: Peter „Trompeter“ Holl



Oberhausener Schüler gestalten
1997 das City-Fest auf der Marktstraße:
einer von über 100 Papiervögeln



Bei 8 Windstärken gegenan:
auf der kroatischen Adria



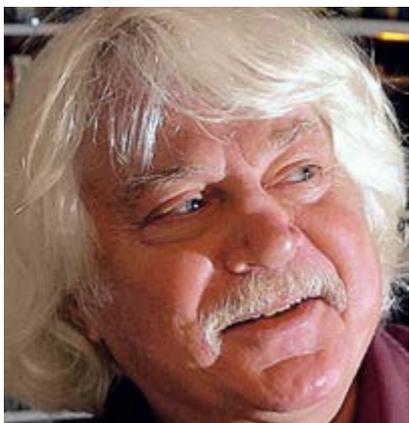
2000 Schülerinnen und Schüler
malen ca. 600 Bilder für die Fahnen-
galerie 1998 in der Innenstadt



Csaba wird „60“: Konzert im
Goethe-Institut in Budapest, 1999

und nicht das Katzenklo, sondern Saxophon von Helge hörten.

Aber Kuro wird auch angefeindet, seine unkonventionelle Arbeitsweise passt vielen in der Kulturverwaltung nicht. Arbeitszeiten interessieren ihn nicht, zumindest keine festen. Er kommt und geht, wann er will, selbst Künstlernamen auf Rechnungen lösen Irritationen aus, eigentlich würde man seinen schmalen Etat, gerade mal 10000 DM, gern für anderes als Jazz vereinnahmen. Ohnehin ist manchem suspekt, wie der Stadtkünstler die ganzen Aktivitäten damit garantieren kann. Aber Kuro schafft es Jahr für Jahr, seine Mittel durch Sponsoren auf rund 25000 DM (mittlerweile vergleichbar in Euro) aufzustocken. Da-



bei nutzt er seine Herkunft aus der Bildenden Kunst. Ankündigungen der Konzerte haben dann auch auf der Rückseite eine herrliche Karikatur, passend zum Sponsoren. Allein diese Blätter zu den Jazz-Karussells wären, ebenso wie seine Plakate damals zu den Jugend- und

Frauenkonzerten, eine große eigene Ausstellung wert.

Meisterhaftes, was der Zeichner da zu Papier gebracht hat und noch bringt. Verständlich, dass eine Größe wie Chlodwig Pooth zu einem Karikaturenband von Kuro ein persönliches Vorwort geschrieben hat, zu diesen herrlichen Typen, die den Kuro ausmachen: fette Unternehmer, die dicke Zigarren rauchen – gesellschaftliche Unterschiede sind in seinen Karikaturen ebenso wenig zu übersehen wie seine politischen Wurzeln. Aber, es darf dies nicht verschwiegen werden, er beherrscht von der Rötelzeichnung bis zum Ölgemalten die ganze Klaviatur der Bildenden Kunst, seine Landschaften um Rotbach und Hiesfelder Wald sind wunderbar, Aktbilder von einer zauberhaften Erotik. Legende seine Industrielandschaften, vor allem die Bilder, die das Sterben der Montanindustrie im Ruhrgebiet begleitet haben. Hochöfen und Ze-

chentürme, die das Antlitz von Menschen annehmen, von leidenden, dem Tod geweihten Menschen. Immer erzählt Kuro mit oft fotorealistischer Genauigkeit eine Geschichte, ein Schicksal.

Aber, die Kampagnen gegen ihn. Auf deren Höhepunkt findet er im damaligen Oberbürgermeister Burkhard Drescher einen Anwalt. „Wenn die gesamte Verwaltung so effektiv arbeiten würde“, meint der nur sarkastisch, „wäre die Stadt nicht pleite.“ Verwaltungsvorschriften gelten für ihn nicht, Kuro sieht sich so: „Ich bin ein Lederstrumpf zwischen Präsident und Indianern, immer dazwischen, kein Indianer, aber auch kein Weißer.“ Als Heinz Schleußer 2000 stirbt, „wurde ich abgestraft für die Narrenfreiheit, die ich von dem bekommen hatte, unter dem sie gelitten haben. Sie hatten ja keine Ahnung, was zwischen Heinz und mir war, aber sie hatten große Angst. Was war, war eine tiefe Sympathie, wir waren echte Freunde auf seinem wie auf meinem Gebiet und haben manches Bier nicht nur im Werk I und Werk II am DGB-Haus getrunken.“ Und oft sind sie zum Skippern in Kroatien gewesen, der Multifunktionär und spätere NRW-Finanzminister, der lieber an seinem Boot rumschraubte und -bohrte, als auf See zu gehen, und der Künstler. Das Genie der Zahlen und Fakten und das Genie der Farben und Töne. Krasser hätte sich ein Widerspruch nicht darstellen lassen, aber hier war das Blut, noch nicht mal ein gemeinsames, dicker als Wasser, Bier und Wein. Immerhin, ein wenig vom Schleußer-Mythos hat die Zeit überdauert, Kuro hat noch einen Vertrag mit der Stadt, bis er 67 wird, am 20. August 2006.

Knapp 60 ist Kuro, Gabriele Bauhofer hat sich längst gen Kassel verabschiedet, wo sie den Kultursommer Nordhessen leitet, da trifft Kuro nach über 20 Jahren eine Jugendfreundin wieder, Schülerin ist Ulli Langenbrinck damals gewesen, frischgebackene Studentin eher. Jetzt kreuzen sich wieder die Wege, Ulli ist freie Journalistin, arbeitet viel für den WDR, Schwerpunkt Lateinamerika, arbeitet auch an Dumont-Reiseführern. Alte Liebe flammt wieder auf, Ulli wird schwanger und Kuro mit 60 noch einmal Vater. Der Sohn kommt am 17. Dezember 1999 zur Welt, auf den Tag genau 227 Jahre nach Ludwig van Beethoven.

„Jojo“, wie Kuro den Kurzen liebevoll nennt,

wächst gewissermaßen zwischen Bass und Flügelhorn, Saxophon und Gitarre auf, spielt heuer selbst schon respektabel auf seinem kleinen Schlagzeug. Das steht jetzt an der Vikarierstraße in der alten Osterfelder Post, Kuro ist vor ein paar Jahren dorthin um-, Ulli etwas später dort ausgezogen. Es ist, wie es ist, Gabriele, die Verfllossene, bewegt sich wieder in Kuros Fahrwasser, Tochter Laura, die sich mehr durch den Schulalltag lümmelte als lernte, trägt sich jetzt nach erschütetem Fachabitur mit Studium-Gedanken, auch sie hat kulturelle Gene, arbeitet ein Jahr als Praktikantin im Theater.

Nein, ein zwingend autoritärer Vater war Kuro nie, wird es auch nicht werden. Immer dann, der Chronist hat es gelegentlich miterlebt, wenn er Autorität einsetzen will, ist sie fehl am Platz, weil unberechtigt. Immer dann, wenn sie nötig gewesen wäre, hat Kuro nachgegeben. Wenn man ein Interview mit ihm hat, das über viele, viele Stunden gehen wird und muss, sich die Tochter dann beschwert, warum Papa nicht gekocht hat, fragt man sich, warum sie's nicht selber tut mit 21. Sie holt Pizza.

Dabei ist Kuro ein guter Koch. Seine Seeräubersuppe ist Kult, gern isst er gebratenes Fleisch, ohne Fett, mit viel Knoblauch. Gern trinkt er Bier, Wein und seit „Gdanska-Zeiten“ auch mal Wodka. Fisch, Schnecken und andere Krabbeltiere wie auch Innereien kommen ihm nicht durch den Hals. Dem Menschen, der Hu-



manisten mag, Menschen, die reden, offen, der Ekelpakete, Verklemmte verabscheut, auch kulturlose Menschen, Leute, die sich nicht für Politik interessieren. Boshaftigkeit mag er nicht, Aggressivität, ständiges Nörgeln. Dann müsste er sich gelegentlich selbst zu nerven wissen. Der Chronist hat ihn vor Jahren von „Kuro“ in „Knurro“ umgetauft. Und er meint das bis

35 Jahre Jazz-Grafiken aus Kuros Feder

heute mit liebenswerter Hochachtung. Denn es gibt nicht viele Originale in unserer Stadt, Menschen, die in Sekunden am

Overhead-Projektor einen Genscher karikieren können und Stunden brauchen, darum herum zu reden, ob sie nun den Kommunisten nahe stehen oder den mittigen SPD'lern, die auch nach 50 Jahren noch von nackten Frauenkörpern fasziniert sind und soeben wieder begonnen haben, an der VHS Aktzeichnen zu unterrichten, die in der Malschule und im Arbeitskreis Oberhausener Künstler aktiv waren, die eine Skulptur am Bert-Brecht-Haus rosten lassen dürfen, die in der Friedensbewegung verwurzelt waren oder noch sind, denen immer noch der Ruch eines gewissen Anarchismus anhaftet und die doch eigentlich in einer ganz bürgerlichen Welt angekommen sind. Mit allen Verrücktheiten. Mit Dissonanzen und Bildern gegen den Strich. Aber doch wunderbar normal. Kuro: „Man tut, was man kann, einiges gelingt dann auch.“

TOURISMUS

Über die Grenzen glänzen

In der Tourist-Info werden Sie geholfen - eine „Navi“ für alle Fälle

VON MARC OLIVER HÄNIG

Hereinspaziert, hier werden Sie geholfen. Zwischen Dönermann und Wettbüro wohnt die Auskunft der Stadt. Wo die Welt, vornehmlich Holland, wirklich zu Gast bei Freunden ist. Bei sehr freundlichen Mitarbeiterinnen nämlich. Die Touristen-Information am Bahnhofsvorplatz versteht sich als Visitenkarte Oberhausens. Und manchmal nur noch Bahnhof - man muss zwar nicht verrückt sein, um hier zu arbeiten, könnte es aber durchaus werden. „Hin und wieder kommen wir uns schon vor wie bei ‚Verstehen Sie Spaß‘“, lacht Petra Brabänder, aber das mache eben den Job aus.

Sie ist seit neun Jahren im Team und somit von Bestehen der Fremden-Vermittlung an. Nicht, dass es davor nicht bereits touristische Attraktionen gegeben hätte. Bloß wäre noch niemand auf die Idee gekommen, danach zu fragen. Sightseeing in Oberhausen? Ansichtssache! Nicht von ungefähr existiert im gleichen Zeitraum das CentrO. Auch wenn Axel Biermann, Geschäftsführer der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH (TMO), unermüdlich betont, dass der Naherholungswert nicht ausschließlich in der Neuen Mitte zu lokalisieren sei: Der gigantische Ein-



FOTOS: (V) STEFNAK

Ob Oberhausen-Sekt oder Stadtfahne: das Souvenir-Angebot für Touristen und Einheimische ist groß

kaufstempel ist nun mal der Magnet, nicht nur busladungsweise aus den Niederlanden und nicht nur zu Weihnachten. So ist es keine Seltenheit, dass Besucher von auswärts gar nicht erst zur Türe der Tourist-Info hereinspazieren, sondern dort geradewegs aus

dem Auto anrufen, um den Weg zum CentrO zu erfragen. „Eigentlich kann man uns nachts wecken für Wegbeschreibungen“, eigentlich: Wenn die Ausheimischen doch nur wüssten, auf welcher Autobahn sie sich dann befinden („Hier sind ja soooo viele Schilder, so schnell kann ich gar nicht gucken“). Oder wenigstens, in welche Fahrtrichtung sie unterwegs sind („Wo ist denn die Fahrtrichtung?“ - „Vorne, wo der Motor ist“ - „Das weiß ich nicht“). Solche Gespräche im Wortlaut wiedergeben zu wollen, die gerne bis zu einer halben Stunde dauern dürfen, das wäre in etwa wie der Versuch, den Witz einer Situationskomik zu erläutern. Und alles nur, weil die Gattin auf dem Beifahrersitz überzeugt davon ist, dass der Gasometer in Gelsenkirchen steht. Zusammengefasst: Der Gast weiß zwar oft nicht, wo es lang geht, will sich aber trotzdem beeilen. Und die Damen von der Info wünschen viel Erfolg. Dabei ist es bewundernswert, wie sie stets so ausdauernd freundlich und gelassen bleiben wie die weibliche Stimme eines Navigationssystems (es könnte ja doch mal die versteckte Kamera sein...).

Die Frauen ohne Nerven: Neben Petra Brabänder sind dies Steffi Frank und Leiterin Heike Paschetag als Festangestellte, die Auszubildende Katrin Klump sowie als studentische Hilfskräfte Melanie Laps, Susanne Schleuter und Sarah Keller für besondere Auf-

gaben wie Einsatz auf dem Weihnachtsmarkt. Hier präsentiert sich die TMO nach der Premiere im alten Zentrum erstmals mit einem adventlichen Stand in der Neuen Mitte.

Schön geschmückt ist auch stets das Ladenlokal, denn natürlich gibt es auch hier keine zweite Chance



„Hin und wieder kommen wir uns schon vor wie bei ‚Verstehen Sie Spaß‘“

für den ersten Eindruck. Für einen mit schwerer Ausrüstung bepackten Wandersmann war es offenbar einmal so einladend gemütlich, dass er prompt zwischen Ansichtskarten und Kartenvorverkaufskasse einschlummerte. Pittoreske Deko wie kleine Sonnen-



Die Visitenkarte Oberhausens: die „Tourist Information“ am Bahnhofsvorplatz



Der Gasometer steht nicht in Gelsenkirchen, sondern in Oberhausen – das wissen Petra Brabänder, Steffi Frank und Heike Paschetag (v.l.) ganz genau

stühlchen - eine Kundin wollte die einst gleich aus dem Schaufenster heraus kaufen - wird meistens selbstgedacht und selbstgemacht, in der Regel saisonal motiviert. Und in der fünften Jahreszeit verwandeln sich die Mitarbeiterinnen gleich mit; an Altweiber ist „Karneval in Volloutfit“. Da erlebt man die Chefin verflucht verrucht als „Chantal aus Paris“ und Petra Brabänder als heiße Hexe freut sich „auf den einzigen Tag, an dem ich mich nicht verkleiden muss“. Grins.

Keine Hexerei ist es indes, dass die Stadt nicht nur aus Schornsteinen besteht und dank neuer Highlights wie dem

Groß-Aquarium Sea Life über die Grenzen glänzen kann. Wie in der Werbung „Neues Ziel: Oberhausen“. Der Tourismus ist angenommen, der Tourist ist angekommen. Aus Ägypten, Australien („mit echten Alligatorenzähnen am Hut wie bei Crocodile Dundee im Film“), aus Indien, China, von allüberall. Hier wird Völkerverständigung gelebt und mittlerweile können auch alle ein bisschen holländisch. Stellen Sie sich vor: Der Japaner, der lächelt tatsächlich andauernd und bei niemanden baumelt kein Fotoapparat um den Hals. Und was nimmt er wieder mit: Handtücher mit dem schrägen O, Oberhausen-Sekt für Sie und das am Ort gebrannte Artilleriefeuer für Ihn.

Dass manchmal dann doch gewisse Verständnisblockaden auftreten, nun ja, auch das kommt vor. Anfangs etwa beim Klassiker „ich möchte zu Rück“ (wohin denn zurück, ach so, in die Möbelstadt); bei „Meine Frage zu Ihnen ist, Sie ich möglicherweise, welche Informationen mögliches Senden sind“ oder wenn in einer anderen Mail ohne Betreff gefragt wird, wie teuer denn wohl die Eintrittspreise sind. Wofür bloß? Nun, der Eintritt in der Tourist-Info ist frei, so viel Spaß muss sein, kostet aber mitunter den Verstand der Damen. Doch wie heißt es in deren Büro auf dem eingerahmten Plakat der 2003er Schloss-Ausstellung von Haderer so trefflich: „Unser täglich Wahnsinn“...

SPORT

Aus der Krise zum Erfolg

Die überraschende Vizemeisterschaft der NBO-Basketballerinnen hat viele „Mütter“ und „Väter“

VON RALF BÖGEHOLZ

Der Erfolg, so heißt es gemeinhin, hat viele Väter. Nun ja, mit dem Geschlecht haut es wohl nicht ganz so hin, aber ansonsten trifft dies schon auf das Oberhausener Aushängeschild des vergangenen Jahres in Sachen Sport, New Basket Oberhausen, zu. Ausgerechnet nach der größten Krise des seit 1992 bestehenden Vereins, dessen Fortbestand im Frühjahr 2004 sogar auf des Messers Schneide stand, schafften es die Bundesliga-Basketballerinnen sensationell bis ins Meisterschaftsfinale.

Über 1000 Zuschauer in den Playoff-Spielen gegen Dorsten und Wasserburg ließen die beschauliche Sporthalle Ost an der Hunsrückstraße im April aus allen Nähten platzen. Dazu entdeckten zahlreiche Ehrengäste ihren Spaß am Basketballsport. Wie Oberbürgermeister Klaus Wehling, der es sich sogar nicht nehmen ließ, die NBO-Damen beim Playoff-Spiel in Dorsten zu unterstützen. Damen-Basketball ist fraglos wieder „in“ in Oberhausen, dabei wäre für die vergangene Saison um ein Haar gar kein Team für die Bundesliga gemeldet worden.

Zur Erinnerung: In den vergangenen Jahren hatten sich im Verein zwei Fraktionen mit unterschiedlichen



FOTOS (S/B) GEHOLZ

*Beste Bundesligaspielerin der Saison
2004/2005: Marlies Askamp
von New Basket Oberhausen*

Philosophien vor allem in der Nachwuchsarbeit gebildet. Während bei der Gruppe um die Familie Brauner ein Trainer „seinen“ Jahrgang bis zu den Senioren begleitete, trat die Fraktion um den jetzigen Vorsitzenden Jürgen Krämer für eine stärkere Vermischung der Jugendteams mit festen Trainern für jede Altersklasse ein. Es entwickelte sich praktisch ein „Verein im Verein“ mit grotesken Auswirkungen. So hatte NBO in der Saison 2003/04 jeweils ein Team in der ersten



Der Teamgeist stimmt bei den NBO-Damen und die Rückkehr von Trainerin Julia Gajewski erwies sich als echter Glücksfall

und zweiten Bundesliga, das sich allerdings untereinander so gut wie nicht kannte. Eine Priorität zugunsten der ersten Mannschaft gab es nicht. Ein Aushelfen bei personellem Engpass, wie es derzeit etwa bei den RWO-Fußballern praktiziert wird, war so gut wie undenkbar. Die nahezu optimalen Voraussetzungen, dass die zahlreichen talentierten Spielerinnen der „Zweiten“ schon im Training von hochkarätigen Routiniers dazulernen, wurden so leichtfertig verspielt.

Das kostenintensive Experiment mit zwei Bundesliga-Teams war von vorneherein auf ein Jahr beschränkt und so eskalierte die Situation im Frühjahr 2004. Da Teile der jungen Zweitliga-Mannschaft sich noch nicht reif genug für die erste Liga fühlten, plädierten sie für ein weiteres Jahr im Unterhaus. Also für einen Rückzug aus der ersten Liga, die dann sportlich wieder erklommen werden sollte. Das wiederum führte zu heftigen Diskussionen und einer zwischenzeitlichen Führungslosigkeit des Klubs, als Krämer und sein Stellvertreter Reinhard Königs ihren Rücktritt erklärten. NBO stand kurz vor dem

kompletten Aus, da die meisten der Sponsoren ihr Engagement mit der Person Krämers und einem Erstliga-Start verknüpften.

Erst als sich bei der außerordentlichen Mitgliederversammlung am 25. Mai 2004 Erstliga-Befürworterin Margit Klein als Vorsitzende zur Verfügung stellte und nach lebhafter Diskussion gewählt wurde, war die Zukunft erst einmal gerettet und die erste „Mutter des Erfolgs“ geboren. Der zunächst nur aus drei Personen bestehende Vorstand - neben Klein waren dies Geschäftsführer Björn Bräutigam und Kassenwartin Barbara Hinz - stand dennoch vor einem Scherbenhaufen. Nur mit Mühe und durch die kurzfristige Hilfe der Brüder Klaus und Heinz Kordel - also echte „Väter des Erfolgs“ - konnte die Bundesliga-Teilnahme finanziell gesichert werden.

Sportlich hatte die lange Zeit unsichere Zukunft glücklicherweise nicht so großen Schaden hinterlassen. Da die meisten der Spielerinnen eng mit dem Klub verwachsen sind, hatten sie bis zuletzt an eine Lösung geglaubt. Aus der finanziellen Not wurde außerdem eine Tugend gemacht. Mit nur einer Ausländerin, dafür aber sechs „Eigengewachsenen“, startete NBO in die Saison. Bei den meisten anderen Bundesligisten war und ist das Verhältnis übrigens eher umgekehrt.

Schmerzlich war lediglich der Verlust von Sarah Austmann. Die von vielen Klubs umworbene Oberhausener Sportlerin des Jahres 2003 hatte keinen Hehl daraus gemacht, nicht mehr in der zweiten Liga spielen zu wollen und hatte sich bereits vor der Einigung bei NBO für einen Wechsel nach Göttingen entschieden. „Wenn ich die Entwicklung bei NBO geahnt hätte, wäre ich gerne geblieben“, meinte die kürzlich prompt zum „Rookie des Jahres“, also der besten Neu-Bundesligaspielerin, gewählte Austmann hinterher, „aber so war es das Beste, was ich machen konnte.“ Drei ihrer Teamkameraden aus der U20-Meistermannschaft wagten dagegen bei NBO den Sprung in die erste Liga. Maike Holstein gab nach wenigen Spie-

len auf und spielt mittlerweile beim Zweitligisten Herener TC, dafür entwickelten sich Jessica Feike und Pia Schiffer umso besser, wurden schon in ihrer ersten Saison zu echten Leistungsträgerinnen und trotz ihres zarten Alters von 18 Jahren also auch zu „Müttern des Erfolgs“.

Dennoch schien die NBO-Strategie, es mit einer fast komplett deutschen Amateur-Mannschaft zu ver-

mitglied und bis 2002 durchgehend Trainerin der ersten Mannschaft, konnte zu einer Rückkehr überredet werden, was sich als echter Glücksgriff erwies. „Das war aber nur möglich, weil mit John Bruhnke ein zweiter gleichberechtigter Trainer da war, der die gleiche Spielauffassung wie ich vertritt“, gibt die Sportlehrerin das Lob direkt an den nächsten „Vater des Erfolgs“ weiter. Die beiden verstanden sich von



suchen, zu scheitern. Mit dem niederländischen Trainer Beno Martinus, der seine Schützlinge an der berühmten langen Leine hielt und auf Eigenverantwortung der Spielerinnen baute, kam das Team überhaupt nicht klar. Nach der peinlichen Heimmiederlage gegen den späteren Absteiger aus Bonn am vierten Spieltag wurde das Missverständnis ausgeräumt und man trennte sich. Und die nächste „Mutter des Erfolgs“ kam ins Spiel. Julia Gajewski, NBO-Gründungs-

„Spaß an der Leistung“ forderten die Trainer Gajewski/Bruhnke von ihren Spielerinnen – ein Erfolgsrezept, bei dem die Fans in der „Hölle“ Ost begeistert mitzogen

Beginn an prächtig, ergänzten sich und hauchten so dem Team neues Leben ein, was ihnen vor kurzem auch den Titel „Beste Trainer des Jahres“ einbrachte.

„Spaß an der Leistung“ forderten Gajewski/Bruhnke von ihren Spielerinnen, die nun trotz intensiverem und anstrengenderem Training diesen an den Tag

legten und bei den kommenden Spielen umsetzen. Nach dem ersten Ausrufezeichen mit dem Sieg beim hochgehandelten TV Saarlouis ging es in den folgenden Wochen in der Tabelle zwar noch nicht entscheidend weiter nach oben, doch die positiven Ansätze waren nicht zu übersehen. Die Mannschaft trat wieder als gemeinsames Team auf, bei der jede für jede kämpft und die auch auf der Auswechselbank gut besetzt ist. Schmallende oder beleidigte Spielerinnen, die mit ihrer Spielzeit nicht einverstanden sind, sind bei NBO nicht auszumachen. Im Gegenteil. Die jungen Talente wie Feike und Schiffer sind stolz auf jeden Einsatz und freuen sich, im Training von so erfolgrei-

herausgekitzelt. Bestes Beispiel ist dafür Marlies Askamp. In ihrer zweiten Saison für NBO erlebt die mittlerweile 35-Jährige unter den neuen Trainern ihren x-ten Frühling. Nach einer durchschnittlichen Spielzeit zuvor mit vielen kleinen Wehwehchen und der nicht einfachen Umstellung vom Profi- zum Amateursport hat die einzige deutsche WNBA-Gewinnerin ganz offensichtlich wieder die Lust gepackt und führt die Mannschaft auf wie neben dem Spielfeld. An der mehrfachen „Basketballerin des Jahres“ richten sich die Mitspielerinnen auf und von Woche zu Woche wird die Centerin stärker. Ihre Wahl zur besten Bundesligaspielerinnen der Saison war am Ende der verdiente Lohn für die sympathische Askamp.

So kletterte das Team bis zum Ende der Punkterunde auf den fünften Platz und hatte das Saisonziel, die Playoffs, bereits erreicht. Doch das Leistungspotenzial war damit noch längst nicht ausgeschöpft. Vor allem mental sind die Oberhausenerinnen ihren Gegnern in den entscheidenden Momenten nun überlegen. Das muss zunächst das viertplatzierte Team aus Göttingen anerkennen, das trotz Heimvorteil im entscheidenden dritten Spiel nicht den Hauch einer Chance hat. Enger verläuft dann das mit Spannung erwartete Du-

ell gegen Dorsten, den selbst ernannten Meisterschaftsfavoriten. Nach dem erwarteten Dorstener Sieg zum Auftakt gelingt den NBO-Damen danach vor ausverkauftem Haus in der Halle Ost der erste Bundesliga-Sieg gegen die Lippestädter überhaupt. Die Euphorie ist daraufhin kaum noch zu steigern und mehrere hundert Oberhausener begleiten zwei Tage später ihr Team zum entscheidenden Match nach



Über 1000 Zuschauer bei den Playoff-Spielen gegen Dorsten und Wasserburg ließen die beschauliche Sporthalle Ost aus allen Nähten platzen

chen und erfahrenen Spielerinnen wie Ute Krättschmann oder Marlies Askamp ständig dazuzulernen.

Neben dem Teamgeist haben Gajewski/Bruhnke aber auch bei den individuellen Fähigkeiten der einzelnen Spielerinnen kaum für möglich gehaltenes

90



Westfalen. Dort wird der zuvor wankende Riese endgültig zu Fall gebracht und in der heimischen Halle Ost wird daraufhin abends eine spontane Party gefeiert, von der noch heute gesprochen wird.

Mit den Siegen war es damit vorbei, doch gefeiert wurde noch länger. In den drei Finalpartien gegen den TSV Wasserburg mussten Askamp und Co. die Übermacht des bayrischen Profiteams anerkennen. Trotzdem wurde bei der Siegerehrung im Anschluss an das letzte Spiel auf Oberhausener Seite fast lauter gejubelt als beim Titelverteidiger und das einzige Heimspiel dieser Serie war trotz einer deftigen 60:101-Schlappe eine einzige Party.

Abgehoben ist deswegen bei NBO aber zum Glück niemand. Bodenständig wird weiter am Konzept festgehalten, nach dem man sich mittelfristig in der Bundesligaspitze etablieren will. Mit einem Unterbau, der in jeder Liga vertreten ist, um allen Jugendlichen - egal welcher Leistungsstärke - eine Heimat bei den Senioren zu bieten. Noch ist es nicht soweit und auch eine Wiederholung des letztjährigen Erfolgs wäre in

Trotz der Finalniederlage wurde beim deutschen Vizemeister NBO fast lauter gejubelt als beim Titelverteidiger aus Wasserburg

der laufenden Saison eine wohl noch größere Sensation als zuletzt. Während sich die meisten anderen Teams erheblich verstärkt haben, wird bei NBO weiter auf die Mischung von einigen Routiniers und vielen Nachwuchskräften gesetzt. Mit Lea Mersch und Birte Thimm wurden zwei U18-Nationalspielerinnen verpflichtet, die das Team weiter verjüngen und als Investition in die Zukunft gesehen werden können.

Finanziell gesehen hat der Erfolg dazu beigetragen, dass der Verein seine Ziele vielleicht etwas früher als gedacht erreicht. Nicht zuletzt auch Dank des größeren Einstiegs des Energieversorgers evo, der mittlerweile auch im Vereinsnamen vertreten ist, konnte der Etat diesmal schon frühzeitig sichergestellt werden. Dazu ist die Schar an Helferinnen und Helfern enorm gewachsen.

Die „Familie“ NBO wächst also noch stetig und kann weiter an Erfolgen arbeiten.

NATUR

Die Imkerei ist kein Honigschlecken

*Hans Pahl „regiert“
18 Völker mit rund einer
Million „flotten Bienen“*

VON KLAUS MÜLLER

Typischer Fall von „Scheibenhonig“: Ortstermin bei einem Imker - und das mir, dessen private, wohl organisierte Flugabwehr immer dann in höchste Alarmbereitschaft versetzt ist, sobald auch nur eines dieser schwarz-gelb geringelten Flugobjekte an einer der Oberhausener Stadtgrenzen geortet wird; dessen Phobie sogar so weit geht, ein Stück Bienenstich dankend abzulehnen. Was hilft's? Augen auf - und durch!

Den kurzen Weg vom vor der schmucken Reihenhaussiedlung an der Gustavstraße geparkten Auto bis zur Haustür von Hans und Resi Pahl lege ich in einem rekordverdächtigen, ansonsten aber körperlich unbeschädigten Sprint zurück. Warum dauert das denn jetzt so eine „Ewigkeit“, bis sich nach meinem Klingeln endlich die Tür öffnet? Und warum steht mir der Hobby-Imker nicht, wie erwartet, in einem dieser hermetisch dichten, astronauten-ähnlichen Schutzanzüge, sondern in gespenstisch-gewöhnlicher Kleidung gegenüber? „Sie müssen sich nicht länger suchend umschauen: Pahl ist mein Name, herzlich willkommen, hier sind Sie richtig!“ Na, wenn mein Gegenüber wüsste, weshalb ich den Luftraum kritisch beobachte - und letzteres, das wird sich noch herausstellen...



FOTOS ©: JOHPEK

Entdecken, Schleudern, Sieben, Umrühren, Abfüllen: So einfach ist die Honig-Gewinnung - und bei 18 Bienen-Völkern, die Imker Hans Pahl regiert, doch so zeitaufwändig

Das Wohnzimmer ist erreicht. Anstelle von Bienenstich gibt's leckere Plätzchen, frisch aufgebrühten Kaffee - und noch nicht einmal eine vergleichsweise harmlose Stubenfliege, die an den Wänden hockt oder die Tischlampe umkreist. „Vielleicht sollten wir gleich zu Beginn mal zu meinen Lieblingen in den Garten“, meint es mein Gegenüber zweifelsohne besonders gut mit mir. Die freundliche Formulierung „vielleicht“ ist eine Steilvorlage: „Wir sollten den eingeschenkten Kaffee doch nicht kalt werden lassen“, entgegne ich ebenso freundlich - und greife demonstrativ zu einer leckeren Waffel. Grau ist zwar bekanntlich alle Theorie, aber sie ist eben grau - und nicht schwarz-gelb!

Hans Pahl, geboren und aufgewachsen in Pommern, gelernter Schreiner, dann als Lkw- und Reisebus-Fahrer und von 1972 bis zur Pensionierung 1990 im StOAG-Linienverkehr „auf Achse“, regiert nicht weniger als 18 Völker - Bienen-Völker, versteht sich.

Zwei davon leben quasi als seine „Haustiere“ im eigenen Garten, die übrigen schwärmen durch Buschhausen, wo er ein Gelände von der Stadt Oberhausen angemietet hat, um seinen „flotten Bienen“ ein artgerechtes Zuhause nebst adäquatem Umfeld zu bieten.

Wie kommt man auf die Idee, die ausgesprochen zeitaufwändige Imkerei, die nun wahrlich kein „Honigschlecken“ ist, zum Hobby zu wählen? „Vor 20 Jahren habe ich bei einem Freund vom Angelsportverein, der Bienenvölker besaß, in der Hauptsaison ausgeholfen, den Honig zu ernten“, erinnert sich

„Neben den Magazinen für jeweils bis zu acht Waben-Rahmen benötigt man beispielsweise spezielle Vorrichtungen, mit denen der Honig herausgeschleudert wird“, erläutert Hans Pahl, während Gattin Resi Kaffee nachschenkt. „Ich zeige Ihnen das am besten mal draußen“, lädt der Gastgeber zur Besichtigung ein. Mit einem dezenten Hinweis auf den dann doch erkaltenden Kaffee gelingt es mir, meine Galgenfrist zu verlängern - noch mal Glück gehabt !

Alles andere als Glück, sondern Ausdruck höchster Qualität sind diverse Auszeichnungen durch die Landwirtschaftskammer Rheinland und den Imker-Landesverband Rheinland, die Hans Pahl für seine Produkte „erntete“. „Mit der kleinen Silber-Medaille im Jahre 2001 habe ich die erste Auszeichnung überhaupt für einen Oberhausener Imker erhalten“, erzählt Pahl nicht ohne Stolz. 2002 gab es sowohl die kleine als auch die große Silber-Medaille, gefolgt von der ersten Goldenen. 2004 verliehen ihm die Juroren sogar doppeltes Gold. „Bei diesen Wettbewerben wird der Honig im Labor analysiert, da gelten strenge Maßstäbe. Schließlich ist Honig ein Lebensmittel - und da ist man in Deutschland sehr genau.“

Wie viel Honig ein Imker seinen Völkern pro Jahr stibitzen kann, das hängt extrem von der jeweiligen Saison, bzw. den entsprechenden Wetterverhältnissen ab. „In einem sehr guten Jahr erziele ich

pro Bienenvolk etwa 35 Kilo Akazien-, Blüten-, Linden-, Raps- oder Wald-Honig“, so Hans Pahl. In weniger guten Jahren fällt das Ergebnis entsprechend deutlich niedriger aus. Seine Produkte bietet er in einem von ihm selbst gebauten Verkaufswagen an, unter anderem freitags auf dem Alt-Oberhausener und samstags auf dem Sterkrader Wochenmarkt, jeweils zwischen 7 und 13 Uhr.

Bleibt die Frage: Gehören Bienenstöcke in eine Großstadt wie Oberhausen? Geben das Garten-Center



Zur „Erntezeit“ greift Hobby-Imker Hans Pahl zum „Smoker“. Den Rauch verbrennenden Tabaks mögen die Bienen gar nicht und verkrümeln sich, wodurch die Entnahme der prall gefüllten Waben-Rahmen gefahrlos möglich ist.

Hans Pahl. „Und da war es schon passiert: Nur wenig später habe ich meine ersten beiden eigenen Völker gekauft.“ Binnen dieser zwei Jahrzehnte habe er sein Fachwissen kontinuierlich ausgebaut - und freilich auch seinen Gerätepark, um heute die Gewinnung und Abfüllung des leckeren Brotaufstrichs in Eigenregie abwickeln zu können.

am von der Gustavstraße nicht weit entfernten Bero-Zentrum oder der Großraum Buschhausen und andere „Einflugschneisen“ genügend viel Blüten und Pollen her wie die Wiesen und Felder auf dem platten Land? „Sowohl als auch“, erzählt Hans Pahl. Ab und an geht der Hobby-Imker daher mit seinen Völkern gezielt auf Reise. So zum Beispiel zu den schier unendlichen Rapsfeldern im Kreis Mettmann. Doch bei derartigen „Auswärts-Spielen“ benötigt Pahl vorab eine „Wandergenehmigung“ vom Tierarzt sowie eine „Landeerlaubnis“ der jeweiligen Bauern. Außerdem muss noch der zuständige Veterinär informiert sein, bevor seine Schützlinge dann endlich auschwärmen dürfen.

In ihren hölzernen Magazinen und den exakt 38 mal 22 Zentimeter großen Waben-Rahmen treten die bienenfleißigen Insekten nach getaner Arbeit ihre Heimreise an - und dann geht es daran, die „Ernte“ einzufahren. „Das muss ich Ihnen, damit Sie es verstehen, vor Ort zeigen“, drängt Hans Pahl (mit Recht!) auf die Visite in seinem Garten. Einverstanden, es musste ja irgendwann so kommen. Ich habe sprichwörtlich „den Kaffee auf“. Trotz hochsommerlicher Temperaturen werfe ich mir über mein langärmeliges Hemd die dicke Lederjacke. Derweil zeigt mir Hans Pahl in kurzen Hosen und ärmellosem T-Shirt den Weg - unfassbar! Apropos: Trotz direkter Nähe zu einem der Magazine ist aktuell keines der gefürchteten Flugobjekte in der Luft. Fehlalarm? Sollten die fleißigen Tierchen denn gerade alle unterwegs sein?

„Keineswegs“, lacht Hans Pahl, der langsam be-grieft, weshalb mir der Kaffee seiner Gattin Resi so gut geschmeckt hat. „Eine Biene tut Ihnen nichts, solange Sie nicht nach ihr schlagen.“ Sagt es - und zieht einen Waben-Rahmen heraus. Oh Gott, nein, sie sind weißgott nicht alle unterwegs! Hunderte, ach, was



Die Königin (Bildmitte, blau markiert) und ein Bruchteil ihres rund 60.000 Mitglieder zählenden, wie immer bienenfleißigen Volkes wuseln auf einem Waben-Rahmen

sag' ich, Tausende dieser „Ungeheuer“ wuseln da herum. Doch keines interessiert sich (jetzt) für mich. Kann man denen das „befehlen“? „Nein, aber bei diesem Wetter haben sie ihren Job zu erfüllen. Alles andere interessiert sie dabei kaum“, gibt Hans Pahl Entwarnung.

Der „Job“ ist, Nektar und Pollen zu sammeln, den Stock in Ordnung zu halten, die Waben zu reinigen, die Brut zu füttern, das eigene Volk zu bewachen - und dies alles in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit. Denn ein Bienenleben ist nicht eben lang: Rund 20 Tage im Stock, anschließend die gleiche Zeit „auf Achse“ - das war's! Zumindest bei den Weibchen. Die Männchen, die so genannten „Drohnen“, bringen es auf eine Lebenszeit von bis zu drei Monaten. „Das sind typische Schmarotzer“, erklärt Hans

Pahl. „Die haben nur eine Funktion, nämlich, die Königin zu begatten.“

Unglaublich: Während wir uns hier so lockerflockig unterhalten, hat noch immer keines dieser Insekten Notiz von mir genommen. „Schauen Sie mal: Hier krabbelt gerade eine meiner Bienen mit kleinen,



Immer freitags auf dem Alt-Oberhausener und samstags auf dem Sterkrader Wochenmarkt bietet Hans Pahl seine mit mehreren Gold- und Silbermedaillen prämierten Produkte zum Kauf an

gelben Paketen an den Hinterbeinen bepackt in den Stock. Dieser Pollen wird - wie der Nektar - als Vorrat in den Waben gelagert. Den Nektar arbeiten die Bienen in unseren leckeren Honig um.“ Die Nektarzeit erstreckt sich für gewöhnlich von Ende Februar bis Ende August. Im Herbst füttert Hans Pahl Zucker nach, damit seine Bienen „über den Winter kommen“. Schließlich hat er von ihnen auch einen Großteil der selbst angelegten Vorräte in Form des süßen Honigs eigenhändig „erbeutet“.

„Erntezeit“ ist zwei- bis dreimal im Jahr. „Dann greife selbst ich zum Schutzanzug und meinem Smoker, um möglichst gefahrlos die Waben-Rahmen entnehmen zu können“, so der Natur-Liebhaber. Wenn gleich überzeugter Nichtraucher, stopft er das Spezialgefäß mit Tabak und zündet diesen an. Da die Bienen den Rauch so gar nicht mögen, bleibt der Imker bei seinem Zugriff weitestgehend unbehelligt.

Die Rahmen verfrachtet Hans Pahl in bereit stehende Styroporkisten, um die Temperatur zu halten. Wabe für Wabe wird dann mit einem speziellen Kamm „entdeckelt“, also vom allgegenwärtigen Wachs befreit. Anschließend steckt Pahl die vom Bienenvolk so emsig und liebevoll konstruierten Kunstwerke senkrecht in die „Schleuder“ - einen Bottich aus rostfreiem Stahl, an dessen Oberseite ein stufenlos regulierbarer Motor installiert ist. Die Unterseite ziert ein dünnes Auslaufrohr. Das ist der Abfluss für den aus den Waben geschleuderten Honig.

Der eigentliche Gewinnungsprozess startet mit niedriger Tourenzahl. Nach ein paar Minuten stoppt Hans Pahl den Motor, dreht die Waben-Rahmen um - und presst den Rest der süßen Masse heraus, indem er „volle Pulle“ gibt. Den Honigbrei in den Auffangbehältern gilt es nun, mehrfach zu sieben. Zunächst grob, dann immer feiner werdend. Jetzt heißt es, kräftig umzurühren und die Köstlichkeit in die Verkaufsgläser abzufüllen. Fertig!

Das klingt einfach - entpuppt sich im Falle der 18 Bienenvölker von Hans Pahl während der Sommermonate aber als Hobby, das nicht nur ihn zeitlich reichlich auslastet. „Zum Glück hilft mir meine Frau wo sie nur kann. Alleine würde ich das nie schaffen“, richtet der Hans an seine Resi ein ganz dickes Dankeschön. Und wie wir da so neben der Honigschleuder stehen, stelle ich mit Verwunderung und Erleichterung fest, dass noch immer keines dieser gefürchteten schwarz-gelb geringelten Flugobjekte von mir Notiz genommen hat oder geschweige denn zum Angriff übergegangen wäre. Wie viele Stiche bekommt denn ein Imker pro Saison ab? „Ich habe irgendwann mal aufgehört, zu zählen“, gesteht Hans Pahl. „Natürlich erwischt es mich regelmäßig - das kann ja auch nicht ausbleiben. Aber“, so fügt der rüstige 69-Jährige schmunzelnd hinzu, „ich bin dagegen wohl auch schon immun.“

Wieder zuhause angekommen, schmiere ich mir erst mal eine Stulle mit dem leckeren Aufstrich von Hans Pahl. Einfach köstlich! Und ich mache mir so meine Gedanken, denn: Diese doch heute so harmlos gewesenen, bienenfleißigen Honig-Lieferanten hasste ich bislang, ächtete und verfolgte sie - und beförderte so manches Exemplar auch schon ins Jenseits? Ich hab' ja wohl 'nen „Stich“ !

KULTUR

Ein Hafen für kreative Ideen

Im Kunsthaus Haven in Dellwig entsteht aufregende und vielfältige Kunst

VON MARC HIPPLER

Wenn Oberhausen ein rechter Fuß wäre, dann wäre Dellwig sein kleiner Zeh. Der Stadtteil liegt als Zipfel ganz im Osten, nicht weit entfernt von der Neuen Mitte, wo die Stadt kitzelig sein müsste, insofern man in dieser Gegend ihre Fußsohle verortet. Der kleine Zeh namens Dellwig bekommt von der Aufregung in Centro, Arena und Co. meistens nur dann etwas mit, wenn es auf dem Weg zu ihm an der Ampel mal wieder länger dauert, um von der Osterfelder Straße in die Ripshorster Straße abzubiegen.

Von da an wird es beschaulich. Links Gehölzgarten, rechts ein Riegel aus Arbeiterhäusern. Wenige hundert Meter und einige Kurven weiter sind die Karl-Peters-Straße und ihre Gebäude wie zufällig in die Landschaft gesetzt. Bis aufs Ruhrgebiets-Grundrauschen der Autobahnen ist es still. Im Bunker proben Bands, aber davon hört man draußen nichts, weil die Wände so dick sind. Ein Backstein-Gebäude, das an der schmalen Straße fast monströs wirkt, wirft Schatten in die Vorgärten der Reihenhäuser gegenüber. Karl-Peters-Straße 15 ist die Adresse des Backstein-Monsters. Den Stadtteil kann man übersehen, dieses Haus - hat man Dellwig erst gefunden - ganz sicher nicht.



FOTO: VOSS

Warmes Licht zu leiser Musik: das Atelier von Simone Kamm ist voll von Leuchten, Skulpturen, Schalen und Accessoires aus Papier

Für ein Krankenhaus ist es zu klein, und weil sich ein umzäunter Hof an das Gebäude anschließt, identifiziert man es bald als Schule. Aber das stimmt nur zur Hälfte. Die andere halbe Wahrheit ist ein Kunsthaus. Ungewöhnlich. Schon deshalb, weil es auf den ersten Blick absolut nichts Urbanes, Kreatives, oder auf irgendeine Weise Besonderes ausstrahlt. Und das erwartet doch wohl jeder von einem Kunsthaus.

Auch im Gebäude gibt es erst einmal nicht viel Hoffnung auf Erfüllung der Klischees. Graue Öde. Wuchtige Geländer. Kalte Tristesse. Von Kunst keine Spur. Es sei denn, man schwärmt für schwere Architektur, die sich nicht so recht zwischen kühler Sachlichkeit und halbherzigem Protz entscheiden mag. „Wo ist denn hier die Kunst?“, böte sich als sehr laut

gestellte Frage an, um mal den Hall im Treppenhaus so richtig zu testen. Aber schon beim Luftholen eine Etage höher wird der Plan verworfen. Denn aus einem Raum fließt warmes Licht zu leiser Musik über die Fliesen. Und aus Eintreten wird Eintauchen in das Atelier der Künstlerin Simone Kamm.



„Visuelle Poesie“ nennt der Sonderpädagoge Wolfgang Kleinöder die Plakate, die in seinem Atelier hängen

Plötzlich sieht die Welt ganz anders aus. Orange statt Grau. Der Raum ist voll von Skulpturen, Leuchten, Schalen, Accessoires aus Papier. Sehr beruhigend, sehr sinnlich. Und sogar entschuldigend für dieses Treppenhaus. Die 37-jährige Oberhausenerin hat selbst einen ganz ähnlichen Schritt gemacht. Nach neun Jahren Arbeit als Unternehmensberaterin, was man sich als ungemütlichen Job vorstellen darf, stieg Simone Kamm aus, packte Gelegenheit und künstlerisches Talent beim Schopfe und schöpfte zum ersten Mal Papier. Daraus macht sie Kunst, die mehr Seelendusche als Diskurs ist, aber Aussage hat. Hier im Haus entstehen ihre Werke. Und zwar von Anfang an, von einer breiigen Masse, die Pulpe genannt wird, über Papier bis hin zum fertigen Objekt.

Dass Simone Kamm heute Raum für ihre Schöpfungsgeschichten hat, liegt unter anderem daran, dass in Dellwig Anfang der 90er zu wenige Kinder aufwuchsen. Aber von vorne: Seinen Ursprung hat das Kunsthaus in einem Programm mit dem Titel „Kultur '90“, das Basiskultur im Ruhrgebiet fördern sollte. In Oberhausen kümmerte sich ab 1985 Michael Schröter darum und knüpfte Kontakte zur Künstlerszene. Aus „Kultur '90“ ging später das Kulturbüro der Stadt hervor, in dem Schröter weiter arbeitete. „Es gab in Oberhausen einen riesigen Bedarf an Ateliers“, erinnert er sich heute. Und der war nicht so einfach zu decken. Denn anders als Bands, die keine Probleme mit Proberäumen in Bunkern haben, benötigen die meisten bildenden Künstler eben Tageslicht für ihre Arbeit.

Und dann kam es zum Zufall von Dellwig. Die Havensteinschule, eine Grundschule, sollte geschlossen werden, weil es zu wenige Kinder im Einzugsgebiet gab. Wie und von wem genau scheint niemand mehr so recht zu wissen, aber bald wurde die Idee geboren, aus der Schule ein Kunsthaus zu machen, in dem Künstler Ateliers günstig mieten und ungestört mit viel Tageslicht ihrer kreativen Arbeit nachgehen könnten. Die Schule wurde nicht geschlossen, aber sozusagen halbiert. Der linke Gebäudeteil blieb Grundschule, der andere wurde zum Kunsthaus. Mit wenig Aufwand entstanden aus Klassenräumen sechs Ateliers.

Die Namensidee „Kunsthaus Haven“ hatte der Germanist und Kulturwissenschaftler Schröter, dem die Hafen-Metapher so gut gefiel, weil das Kunsthaus von Anfang an nicht bloß Räume zur Verfügung stellen, sondern vor allem Künstler aus Oberhausen und der Region aktiv fördern und so eine Heimat im Haven bieten sollte. Im März 1993 wurde das Kunsthaus offiziell eröffnet.

(Ver-)Wandlungen wie diese interessieren den Fotografen Heinrich Voss. Der hat seit Juli 2004 sein Studio im Haven - die nächste Station auf unserem Streifzug durchs Haus. Früher dokumentierte Heinrich Voss mit der Kamera, wie sich sein Heimatstadt-

teil Alstaden über die Jahrzehnte hinweg veränderte. Inzwischen interessieren ihn eher Menschen. Im Kunsthaus Haven inszeniert er Portraits. Nicht so gern von professionellen Models, viel lieber von ganz normalen Leuten. An seinen vier Atelier-Wänden hängen dutzende Bilder. Auf den meisten davon sind Frauen zu sehen. „Es sind nun mal interessante Menschen“, sagt Voss, „ich unterhalte mich auch besser mit Frauen.“ Sequenzen und Collagen probiert er aus. Einige davon zeigte Voss 2005 im Ebertbad. Nicht zufällig gerade dort. Denn das Ebertbad, bzw. die Kulturschock GmbH ist ein Pate für den Fotografen.

„Das Patenmodell ist soweit ich weiß einmalig in einem Kunsthaus wie dem Haven“, erzählt Michael Schröter, der es seinerzeit erdacht hat. Und das funktioniert so: Das Kulturbüro entscheidet nicht alleine darüber, welcher Künstler ein Atelier drei Jahre lang (bis 2001 waren es zwei Jahre) mieten darf. Es gibt sechs Paten - Oberhausener Institutionen und Firmen - die sich je einen Künstler unter den Bewerbern aussuchen, den sie in dieser Zeit auch materiell, vor allem aber mit Ausstellungen unterstützen wollen. „Es war damals nicht schwer, Paten zu finden“, erinnert sich Schröter, „die meisten waren sofort Feuer und Flamme.“ So gingen Kultur-Sponsoring und Kulturförderung eine kleine Liaison ein. Klar, im Laufe der Jahre wechselten die Paten. Die sechs aktuellen Haven-Künstler werden neben dem Ebertbad vom Druckluft, dem Berufsförderungswerk, der VHS, der EVO sowie Benning, Gluth & Partner unterstützt.

Die Werbeagentur hat sich Wolfgang Kleinöder als „Patenkind“ ausgesucht. Vielleicht deshalb, weil er wie die kommerziell Kreativen Konzept, Text und Bild zusammenfügt und so Aufmerksamkeit erregt. „Visuelle Poesie“ nennt Kleinöder die Plakate, die in seinem Atelier hängen. Fragmente von Ernst Jandl-Texten hat er auf Hintergründe gebracht, die an Ölmalerei erinnern. Tatsächlich sind das Kleinöders eigene Ölgemälde, fotografiert und vergrößert bis einzelne Pixel erkennbar wurden.

Leben kann Wolfgang Kleinöder von seiner Kunst nicht. Er arbeitet als Sonderpädagoge. Auch in der Vergangenheit hat es so gut wie nie hauptberufliche Künstler im Haven gegeben. Dass die

(semi-) professionell arbeiten, den Hobby-Status also überwunden haben, ist allerdings Bedingung für eine potenzielle Haven-Einfahrt. Im Grad ihrer Professionalität unterscheiden sich die Künstler trotzdem, und das sollen sie auch. Im Kunsthaus Haven arbeiteten etablierte Künstler wie Kuno Lange und Klaus Jost, aber eben auch Neulinge der Szene. „Die Mischung führt dazu, dass Künstler voneinander lernen“, glaubt Schröter. Gerade die Kontakte untereinander, der Einstieg in die Szene sind wichtig für Künstler, die nicht nur für sich arbeiten, sondern auch ausstellen und - warum auch nicht? - verkaufen wollen.

Dass in Oberhausen überhaupt eine Künstlerszene existiert, ist nicht selbstverständlich. In der Stadt gibt es keine Akademie, keine Hochschule und wenig Tradition in der bildenden Kunst. Trotzdem ist jede Menge davon in der Stadt, was wohl auch an den soziokulturellen Zentren liegt. Das K14 an der Lothringer Straße ist immerhin das älteste Deutschlands. Und dort, wie in anderen Zentren auch, spielte die so genannte Kunst „von unten“, immer eine große Rolle.

Deshalb kümmert sich das „Druckluft“ um Oliver Pieter, mit 32 Jahren derzeit jüngster Haven-Arbeiter. Seine künstlerischen Wurzeln liegen in der Co-



FOTO: JOPPEK

In einer alten Schreinerei eröffneten die ehemaligen Haven-Künstler Brigitte Münch und Guido Berndsen gemeinsam mit Petra Leopold das Atelierhaus Ludwigstraße

mic-Szene. Boris Vallejo, anerkannter Meister der Szene, inspiriert den Oberhausener zu Fantasy-Motiven, die er mit Bleistift zeichnet. In seinem Atelier entstehen aber auch Airbrush-Gemälde und 3-D-Computergrafiken, die kaum von Fotos zu unterscheiden sind.

Davon kann sich übrigens jeder regelmäßig selbst überzeugen. Denn das Haven ist kein Ort, an dem still und leise unter Ausschluss der Öffentlichkeit Kunst gemacht wird. Von Beginn an, gab es zweimal im Jahr die „Einsichten“. Inzwischen heißt die Veranstaltung



Den Fotografen Heinrich Voss interessieren die Menschen – vor allem Frauen, im Kunsthaus Haven inszeniert er Portraits

„Haven-Rundfahrt“, meint aber dasselbe, nämlich dass die Ateliers für Besucher geöffnet werden und auch dann nicht aussehen wie sterile Museumsräume, sondern in erster Linie wie Werkstätten, in denen hart gearbeitet wird.

Aber auch außerhalb dieser Tage der offenen Ateliers lohnt sich ein Besuch im Kunsthaus. Hier kann man zum Beispiel oft Viktor Kaplan treffen. Der Russe ist gerade dabei, in der lokalen Szene Fuß zu fassen. Kaplan studierte an der Polygrafischen Kunstakademie in Moskau, verdiente zeitweise Geld als Ma-

ler von Filmplakaten. Unübersehbar sind seine Ölgemälde von Marc Chagall beeinflusst. Die Sujets sind meist romantisch, religiös, spirituell, intellektuell geprägt. Die Farben leuchten wie Kirchenfenster. Handwerklich ist Kaplan längst Profi. Das Kunsthaus Haven könnte ihm aber dabei helfen, bekannter zu werden. „Haven-Künstler“ ist in der Region inzwischen eine Marke.

Von 2001 bis Ende 2004 betreute Jürgen Neumann vom Kulturbüro der Stadt Oberhausen das Kunst-

haus, nachdem Michael Schröter aus gesundheitlichen Gründen den Job als „Haven-Meister“ aufgeben musste. Für Neumann war das ein Schritt auf unbekanntes Gebiet. „Im Umgang mit Musikern kannte ich mich aus, die Künstler-Sprache musste ich erst lernen“, erzählt er. Und außerdem den Umgang mit keinesfalls uneitlen Künstler-Persönlichkeiten. Dabei waren ihm seine

Kenntnisse als Pädagoge vielleicht hilfreich.

Doch im Kunsthaus entstanden bisher wenige Konflikte, in einem überaus kreativen, fruchtbaren Klima viel mehr Freundschaften, gemeinsame Projekte und Perspektiven für die Zeit nach dem Auslaufen aus dem Haven. Bestes Beispiel: Das Atelierhaus Ludwigstraße, das von drei ehemaligen Haven-Künstlern - Petra Leipold, Brigitte Münch und Guido Berndsen - im Oktober 2004 in einer ehemaligen Schreinerei eröffnet wurde. Neumann findet, das sei eine „tolle Entwicklung. Im Idealfall entstehen aus jeder Generation solche Initiativen.“

Sicher scheint zu sein, dass Haven-Künstler nicht untergehen und sich ins kulturelle Leben der Stadt



FOTO: JOPPEK

Von Marc Chagall beeinflusst sind die Öl-Gemälde des russischen Künstlers Viktor Kaplan, der an der Polygrafischen Kunstakademie in Moskau studierte

einmischen. So wie Marie-Luise O'Byrne-Brandl, die in ihrem Atelier Performances entwickelt, aber auch malt. O'Byrne-Brandl ist nicht unbekannt in der Kunstszene. Ihre Performances provozieren bisweilen. Der Kontakt zu den anderen Haven-Arbeitern werde ihre Arbeit inspirieren, glaubt sie.

Noch bis Sommer 2007 können Simone Kamm, Heinrich Voss, Wolfgang Kleinöder, Oliver Pieter, Viktor Kaplan und Marie-Luise O'Byrne-Brandl in ihren Ateliers im Kunsthaus arbeiten. Sie sind die erste Generation von Haven-Künstlern, die eine gemeinsame und sechs persönliche Broschüren speziell für ihre Zeit im Kunsthaus entwickelt haben. Seit 2005 gibt es auch eine Internetseite (www.kunsthaus-haven.de). Im Januar 2005 gab es wieder einen Wechsel auf der Brücke. Seitdem betreut die Verwaltungsangestellte Sabine Bergforth aus dem Kulturbüro die Kreativen in Dellwig.

Seit zwölf Jahren haben unterschiedlichste Werktechniken, Materialien, Konzepte eine befristete Hei-

mat im Haven. Hier schuf die Oberhausener Künstlerin Billie Erlenkamp ihre Skulptur „Warten auf die Schmetterlinge“, die 2001 einen Platz im Stadtbild vor der EVO-Zentrale fand. Andreas Wencel, dessen Stahl-Dinosaurier am Saporoshje-Platz wacht, kreierte im Kunsthaus Skulpturen. Und Christian Doering zeigte in Dellwig erstmals Teile des beeindruckenden Projektes „Lydia“ auf einer „Einsicht“.

Es gibt viele Beispiele, die beweisen, dass dieser Hafen ein erfolgreicher Umschlagplatz für kreative Ideen von Dekoration bis Diskurs geworden ist. Grund genug, Oberhausens kleinem Zeh mehr Beachtung zu schenken. Denn hier gibt es ein Kunsthaus, dessen Charme sich erst auf den zweiten Blick erschließt. Hinter der Backsteinfassade entsteht aufregende, vielfältige Kunst. Davon profitiert die ganze Stadt.

SZENE

Na zdrowie!

*Das polnische Restaurant
„Gdanska“ am Altmarkt
wächst und die Kultur gedeiht*

VON MARC OLIVER HÄNIG

Wir schreiben das Deutsch-Polnische Jahr. Ein deutscher folgte einem polnischen Papst. Doch zeitlos bleibt die Poesie des Johannes Paul II.: „Die einzige Dimension, die dem Menschen angemessen ist, ist die Liebe.“ So schauen Maria und Czeslaw Golebiewski auch nicht allein auf fünf wunderbare Jahre mit ihrem „Gdanska“ zurück, sondern blicken erfüllten Herzens in die Zukunft des polnischen Restaurants am Altmarkt. Was sie sehen, ist ein beseelter Wachstumsschub.

Die Seele an sich ist ja eine geschundene. Heimatlos gar bei Platon und Eichendorff, gleich doppelt, ach, beim guten Goethe. Weil es bei den Wirtsleuten nicht anders ist, vereinen sie das beste aus ihren beiden Heimatwelten, aus Polen und aus Deutschland. Die Hansestadt Danzig an der Ostsee, in der Landessprache „Gdansk“, ist das Paradebeispiel polnischer Restaurationskunst; Czeslaw (sprich: Scheslaff) das Paradebeispiel polnischer Restaurantkunst. Spezialitäten der Speisekarte sind Bigos, Kuttelsuppe und gleich zehn Sorten Piroggen. Es gibt schließlich auch zehn verschiedene Wodka-Disziplinen... Na zdrowie!

Weil man auf das stets frisch zubereitete Essen schon mal ein Weilchen warten kann, erhellen Tisch-



FOTOS (B): JOPPEK

Vom Meeresforscher zum Szene-Gastronomen: Czeslaw („Scheslaff“) Golebiewski führt mit seiner Frau Maria das „Gdanska“

sets die wechselhafte Geschichte der Volksrepublik Polen, künden kurzweilig vom Slawischen Reich und vom Warschauer Aufstand, präsentieren „unsere Besten“ wie Marie Curie, die mit Mädchennamen Skłodowska hieß, Karol Wojtola natürlich, demnächst neu vertreten sind die Literatur-Nobelpreisträger Czeslaw Milosz und Wislawa Szymborska. Getextet im übrigen von Wirtin Maria, die „gelegentlich“ auch den ersten (und einzigen) deutsch-polnischen Kurier in

Oberhausen herausgibt. Lesen und gelesen werden, so wie Ensemble-Mitglieder des Theater Oberhausen, die „Polish Connection“, prima Prosa regelmäßig re-



Mit spektakulärem Straßentheater wird der Altmarkt rund um den Friedensengel belebt

zitieren zu Live-Begleitung am Piano. Weil Liebe auch durch die Ohren geht. Jeden Donnerstag dreht sich hier das Jazz-Karussell. Zu den Stammgästen gehört auch Helge Schneider.

Fünf Jahre Gdanska, 60 Jahre Kriegsende, da schließt sich eine Klammer. Von der Zeit dazwischen soll künftig eine Ausstellung künden, für die Golebiewskis noch fleißig Exponate zusammentragen. Ein 30 Jahre altes Auto beispielsweise aus polnischer Manufaktur, Marke Syrena; die fabelhafte Frania, Freundin des Haushalts: eine alte Waschmaschine; etliche Plakate aus der Oppositionsphase und alte Zeitungen noch zum Polen beleben-

den Tode Stalins anno 1953; Wertmarken von der Regierung für Fleisch, Zucker und - Wodka. „Auf einen Liter im Monat gab es den Anspruch, was sich zu einem beliebten Tauschwert entwickeln sollte“, erinnert sich Maria Golebiewski. Und auch daran: „Wir mussten so lange Schlange stehen, dass uns die Verhältnisse beim Urlaub in der DDR wie das Paradies vorgekommen sind.“ Auch wenn es heute regelrechte Hypermärkte gäbe, seien doch zwei Drittel der Bevölkerung arm.

Von früher weiß auch Czeslaw zu berichten und gleichsam einmal mehr von der Liebe: Der Opa nämlich hatte im vorvorherigen Jahrhundert noch eine deutsche Frau geheiratet, der Vater kam so in Herne zur Welt, Czeslaw selbst aber wiederum in Polen. Weil dort aber immer alles „geht nicht, geht nicht, geht nicht“ war, versuchte er vor 15 Jahren sein Glück zum Glück in Deutschland.

Nach intensivem Sprachkurs für Akademiker fand sich der studierte Ozeanograph (man beachte nur die Netze und Reusen über der Theke) erst mal am Steuer eines Taxis wieder - und promovierte im Fach Menschenkenntnis. „Ich bin nur nachts gefahren, da sagen Leute alles, was sie auf dem Herzen haben.“

Die Parallelen zur Gastronomie erschließen sich dabei von selbst. „Dabei waren wir nie Kneipengänger“, lacht Maria. Und das Zapfen wollte auch gelernt sein. Bis oben hin voll hat er's gemacht, das Glas. Ohne Schaum! Czeslaw wollte wie immer alles geben: „Ich wollte ehrlich sein.“ Von wegen: polnische Wirtschaft. Ein Gast, heute Inventar, zeigte ihm, wie's geht. Dann lief's.

46045 Oberhausen Altmarkt 3
Tel. 0208/ 620 13 75
www.gdanska.de
info@gdanska.de

Gdanska
Bistro & Restaurant

Einfach Polska

di.-sa. 16.00 - 1.00 Uhr
so. 13.00 - 1.00 Uhr
do. live music



Jeden Donnerstag dreht sich im „Gdanska“ das Jazz-Karussell. Zu den Stammgästen gehört oftmals auch Helge Schneider.

Oberwasser auch für die kulturelle Szene - eine Selbstverpflichtung auch wegen der Kurzfilmtage mit Polanski, mit Kieslowski - am und um den Altmarkt herum. Mit dem eigens gestifteten Neptun-Preis werden Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich um den lokalen Austausch verdient machen, heuer die Generalkonsulin Elzbieta Sobótko. Mit ihrem charmanten Credo, dass der Mensch ein Engel mit einem Flügel sei und nur zu zweit fliegen könne, hat sie auf eine Art auch die symbiotische Dimension Marias und Czeslavs beschrieben. Die wiederum weisen mit Stolz auf ihre Kinder Cyprian, Martha und Monika, die „fleißig, gerne und lange studieren“ und einst auch im polnischen Volkssport Florettfechten ein Volltreffer waren. Komplettiert wird die himmlische Familie durch Hund Phil.

Maria und Czeslaw, den wandelnden Wundertüten, gehen nie die Ideen aus, sie haben vor der Haustür das jährliche Kinderfest ebenso etabliert wie ein

schillerndes Straßensilvester, veranstalten Wahlpartys und freuen sich auf die Fußball-WM (sogar mit Polen, „und Podolski und Klose sind ja auch halbe Landsleute“), wollen den benachteiligten Stadtkern zum Kulturzentrum erheben. „Vorsicht Kunst“ steht an der Wand. Achtung Baustelle, der Durchbruch zum ehemaligen Schlecker-Ladenlokal lässt die polnische Seele um 200 Quadratmeter wachsen und auch die Küche wird vergrößert. Alles in Handarbeit übrigens. „Keine Kredite, keine Schulden“, lacht Maria und verrät, was man eh ahnt: „Mein Mann kann sehr viel.“

Vor allem aber weiß er zu begeistern, der Mann, der vom Meeresforscher zum Menschenfischer wurde und mit Albert Schweitzer spricht: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das Leben will.“

FREIZEIT

Wenn aus kleinen Filzkugeln große mit Löchern werden

Oberhausen hat wieder eine Bowlinganlage - und was für eine!

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Vor ein paar Jahren konnte man ihn noch live erleben. Im Kaisergarten und später auch am Rande des CentRO, beim Spiel mit den kleinen Filzkugeln. Inzwischen hat er das Racket in die Ecke gestellt. Den Kugeln, jetzt allerdings größer und mit Löchern versehen, ist er indes treu geblieben. Und wer ihn jetzt sehen will, der findet ihn nicht mehr (so häufig) auf der roten Asche diverser Tenniscourts, sondern nur ein paar Steinwürfe von alter und neuer OTHC-Anlage entfernt in einer Sporthalle, die bezeichnenderweise auch im Kaisergarten zu Hause ist, allerdings im Gewerbegebiet Kaisergarten, dort am Max-Planck-Ring. Jens Knippschild ist Chef und Namensgeber zugleich: Seit Ende August 2005 hat Oberhausen wieder eine Bowling-Anlage: „Knippi's Bowling Palace“ - geplant war eigentlich „Knippi's Centro Bowl“, der Name wegen möglicher Konflikte mit dem „Einkaufstempel“ nebenan jedoch schnell wieder geändert worden - trat die Nachfolge jener Anlage an, die eben vor knapp 15



FOTOS: W. ENDE

Die „Bälle“ sind jetzt größer, schwerer und haben Löcher: Ex-Tennisprofi Jens Knippschild ist Chef und Namensgeber von Oberhausens neuer Bowlinganlage

Jahren im Bero-Zentrum dicht gemacht hatte.

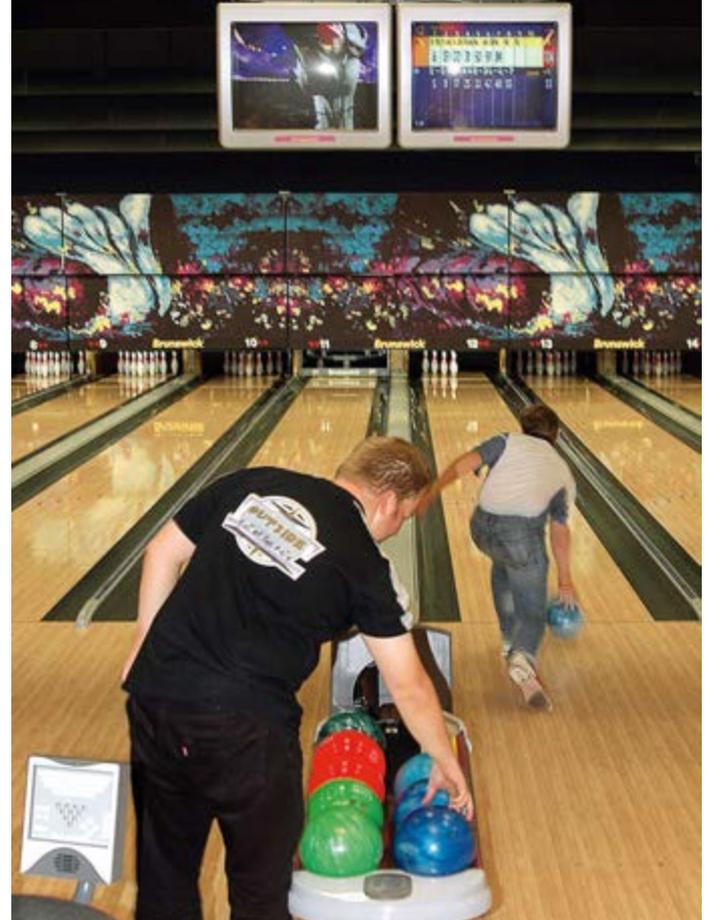
Jens Knippschild ist 30 Jahre alt. Im März 2004 beendete er seine Karriere als Tennisprofi. Die begann im waldeckischen Bad Arolsen, wo er das Licht der Welt erblickte und schnell die Liebe zum (damals noch) weißen Sport entdeckte. Nach der 9. Klasse schmiss er die Schule und widmete sich in Folge ganz seinem Sport, der anschließend sein Beruf werden sollte.

Drei Stationen waren die Eckpfeiler seiner Karriere im Verein: Weinheim, Oberhausen und Essen - Jens Knippschild war alles andere als ein „Wandervogel“. Zehn Jahre lang war er in Oberhausen zu Hause. Knippschild spielte beim Oberhausener THC, wohnte in Oberhausen oder in Mülheim, war aber eigentlich Oberhausener und wurde im Kaisergarten auf dem Court auch als solcher so gefeiert und akzeptiert. Mit kraftvollem Spiel setzte er sich durch und hatte auch auf Turnieren Erfolg: ATP-Doppeltitel, bis ins Viertelfinale von Queens, zweimal Vize bei den Deutschen, Vizemeister mit dem OTHC und den Wechsel von dort zu Etuf Essen begründete er so: „Ich wollte auch mal Meister werden.“ Was prompt gelang.



Zentral gelegen am Max-Planck-Ring im Gewerbepark Am Kaisergarten: „Knippi's Bowling Palace“

Als er dann 2004 Schluss machte, da hatte er sich ein durchaus stattliches Sümmchen zusammen gespielt, einen Großteil davon in Immobilien angelegt. „Tennis hat sich gelohnt“, bilanziert Jens Knippschild heute. Doch fortan an nichts tun, im heimischen Waldbröl, wo er zwischenzeitlich wohnt, einfach nur die Beine hoch legen, vielleicht mal zwischendurch ein paar Trainerstunden geben, das war auch nicht sein Ding.



20 moderne Brunswick-Bahnen stehen den Bowlern täglich zur Verfügung

Folglich griff der Junggeselle das auf, was ihm in seiner Karriere in Hamburg passiert war: Da mussten er und seine Freunde stundenlang warten, um ein paar Runden zu bowlen, weil die Bahnen alle ausgebucht waren. Klar, dass er sich mit der Idee Bowling näher beschäftigte, er sich fortan intensiver mit der Idee, eine Anlage in die weitere berufliche Zukunft einzuplanen, auseinander setzte. Knippschild nutzte alle sich bietenden Informationsquellen, durchforstete das Internet, dachte über Standorte nach, sah sich in Bowling-Hallen um. Aus der Idee wurden spätestens dann handfeste Pläne, als er auf Ingo Plaßmeier, 39-jähriger Geschäftsführer der Baufirma Bangel traf; besser wieder traf, denn der Tennis-Profi und der Bau-Geschäftsführer kannten sich (natürlich) von früher, vom Court.

Knippschild hatte die Idee, Bangel-Bau das Grundstück. Verträge wurden ausgearbeitet, Ideen in Baupläne umgesetzt, die Finanzierung gesichert und

dann wuchs im Gewerbegebiet Kaisergarten die neue Bowling-Anlage ganz schnell in die Höhe. In gerade einmal elf Monaten entstand die modernste Bowling-Anlage weit und breit.

Inzwischen gibt es die Halle fast ein halbes Jahr und der „erste Kassensturz“ nach zwei Monaten ließ alle zufrieden aufatmen: Bowling wurde in Oberhausen angenommen. Messbar waren die Besucherzahlen am besten am Verleih der Bowlingschuhe. 13 500 Besucher in den ersten sechs Wochen - die Hochrechnung aufs Jahr ergibt damit 90 000 Besucher. Und damit rechnet sich das Objekt, das knapp drei Millionen Euro an Investitionen erforderte, gut. Der Chef und die rund 30 Angestellten - darunter auch der Deutsche Meister und Nationalspieler Michael Holzapfel - sind zufrieden und können davon leben. Dabei sind sie so zufrieden, dass sie durchaus an eine Ausweitung ihres Engagements denken. „Wenn wir einen geeigneten Standort finden, warum dann nicht weitere Anlagen im Ruhrgebiet“, erläutert Knippschild.

Dass die Anlage läuft und ihnen Kunden kostet, hat die Konkurrenz natürlich wenig wohlwollend bemerkt und reagiert: So senkte Mülheim etwa die Preise auf das Oberhausener Niveau ab. Das indes stört „hierzulande“ wenig. Knippschild und Ingo Plaßmeier unisono: „Wir haben gegenüber der vielen Konkurrenz einen riesigen Vorteil: Bei uns braucht man zum Bowlen nicht in den Keller gehen. Das ist ein ganz anderes Gefühl.“

Dieses „Feeling“ sollen möglichst alle jetzt spüren können. Bowling für Ältere ist ebenso angedacht wie Disco-Bowling bereits stattfindet. Dass natürlich Unternehmen, Betriebe und Vereine gern gesehene Gäste, versteht sich von selbst. Und die entsprechenden Räumlichkeiten gibt es bei Knippi's Bowling Palace natürlich auch. Wer abgeschieden sein will, kann die VIP-Lounge (mit Premiere D-Box) nutzen, wer einen zünftigen Kindergeburtstag feiern will, findet dort die Möglichkeiten dazu ebenso wie Jubiläen oder weihnachtsfeiernde Firmen.

Und zum allgemeinen „Gefallen“ tragen vielleicht

auch die unterschiedlichen Speisekarten bei: Finger-Food und Snacks, traditionelle Speisen und die Ruhrpott-Karte sorgen für das leibliche Wohl. Bowling und Dicke Bohnen mit Speck oder Endivien durcheinander mit Bratwurst - das hat irgendwie was. Das Ganze aus der Ruhrpott-Karte zu Preisen zwischen 3,10 und 8,90 Euro - das hat noch mehr. „Knippi's Bowling Palace“ - in Oberhausen ist eine weitere Marktlücke geschlossen.

Gebowlt werden kann auf den 20 modernen Brunswick-Bahnen am Max-Planck-Ring 12 montags bis donnerstags von 14 bis 1 Uhr, freitags und samstags



Der erste „Kassensturz“ stellte alle zufrieden: Bowling wird in Oberhausen angenommen

von 10 bis 4 Uhr sowie an Sonn- und Feiertagen von 10 bis 1 Uhr. Zur Hallenfläche von 2000 qm gehören noch das Restaurant mit 130 Plätzen, die Bar mit 120 Plätzen sowie eine Lounge für 20 Besucher. Im Sommer können die Bowler sich außerdem in einem Biergarten entspannen. Gebucht werden können die Bowling-Bahnen unter Tel. 0208-3021515, weitere Infos gibt es unter www.bowlingpalace.de.

UMWELTSCHUTZ

„Holz hat keine großen Kulleraugen“

Die gebürtige Oberhausenerin Sandra Pfothhauer schützt für Greenpeace die Urwälder

VON JASMIN FISCHER

An manchen Tagen im Jahr fällt es den Holzfällern in Kamerun oder im Amazonas schwer, in den Schlaf zu finden. Schuld daran ist Sandra Pfothhauer, die tagsüber ihre illegalen Waldstraßen gekreuzt und gefällte Baumstämme gezählt hat. Vor allem dann, wenn es sich um begehrte, aber seltene Bäume handelt: grüne Riesen mit zwei Meter dicken Stämmen, die oft älter sind als zehn Menschenleben. Sandra Pfothhauer arbeitet als Waldexpertin bei Greenpeace - und ist Holzdetektiv, Aktivistin und Anwältin der letzten Urwälder in einer Person. „Jeder wohnt gerne in Holz“, sagt die Oberhausenerin. „Aber kaum jemand fragt, wie der Wald bewirtschaftet wird, der ihnen das Holz gibt.“ Dabei ist es egal, ob es Otto-Normal-Verbraucher sind, die sich Teakholz-Gartenmöbel zulegen, weil sie der letzte Schrei sind oder ob sich der Bundesverwaltungstag in Berlin Fensterrahmen aus tropischen Merantiholz einbaut.

Das Material kommt von weither, wird illegal gerodet, und da meist keiner klagt, fehlt auch der Richter. „Pro Jahr verlieren wir 15 bis 18 Millionen Hektar Urwald“, rechnet Pfothhauer. Die Abholzungen fressen den Wald samt seiner vielen Tierarten und einzigarti-



FOTOS: IS GREENPEACE

Greenpeace deckt auf: Transport von illegal eingeschlagenem Holz auf einem Seitenarm des Amazonas, Brasilien, Dezember 2003

gen Indianervölker auf. „Das alles lässt sich nie wieder reparieren.“

Vor einigen Jahren ist die heute 31-Jährige von Oberhausen nach Freiburg gezogen, hat dort Diplom-Forstwissenschaft studiert und mit mulmigen Gefühlen an ihren Berufsstart gedacht. „Ich wollte mein Geld nicht im klassischen Bereich der Forstwirtschaft, nämlich mit dem Abholzen, verdienen“, erinnert sich Pfothhauer an das Jahr 2000.

Sie bewarb sich bei Greenpeace - vor ihrem Diplom und eigentlich auch ohne große Aussichten auf eine Stelle. „Doch schon von Anfang an stimmte die Chemie“, sagt sie über ihr Vorstellungsgespräch bei der Umweltorganisation. Pfothhauer verschlug es also nach Hamburg, und von dort mehrere Monate im Jahr rund um den Globus.

Als „Campaignerin“ ähnelt ihre Arbeit der eines Referenten: Sandra Pfothhauer recherchiert, sammelt Beweise, überlegt Strategien im Kampf gegen mächtige Holzkonzerne, informiert die Presse, koor-

diniert die vielen Ehrenamtlichen, hält wissenschaftliche Vorträge in Ministerien oder geht als Aktivistin auf die Greenpeace-typischen Schlauchboote.

Die Zentrale von Greenpeace schaut direkt auf den Hamburger Hafen, und wenn die Waldexpertin an diesem nebelgrauen Tag erzählt, wie sie mit anderen Aktivisten das Abladen von illegalem Holz von großen Frachtern behindert, genügt ein Blick auf die großen Docks vor dem Fenster, um sich Sandra Pfothenhauer

Reibach damit gemacht“, so Pfothenhauer. Um den Vorgang lückenlos beweisen zu können, ist Pfothenhauer für Greenpeace in die Abholzungsgebiete geflogen, hat den Schaden aufgenommen und die Flächen kartiert. „Unser Ziel ist ein Urwaldschutzgesetz“, so die Expertin, „damit wir die Holzhändler für illegalen Einschlag belangen können.“ Auch ein Importstopp von Holz aus illegalen Quellen nach Europa hätte Konsequenzen.



bei einem ihrer brenzligen Arbeitstage vorzustellen. Schwerer fällt es, die junge Frau in Gedanken nach Brasilien oder Afrika zu versetzen, wo sie die Basisarbeit für ihre Kampagnen gegen die internationale „Holzmafia“ erledigt.

„In Kamerun hat zum Beispiel eine große niederländische Firma Wald abgeholzt, das Holz nach Europa importiert und hier einen großen

Greenpeace protestiert gegen den Handel von Holz aus den letzten Urwäldern Afrikas im Sägewerk Offermann, Preußisch Oldendorf, Mai 2003

Doch gerade in Afrika herrscht Goldgräberstimmung. Der Wald ist eine der letzten Reserven des Kontinents, die profitabel ausgeschlachtet werden können. Im Kongo, weiß sie, einer Region, in der der Wald wegen der Kriegssituation lange nicht angetastet wurde,



Greenpeace protestiert gegen den von der WestLB finanzierten Bau einer neuen Ölpipeline in Ecuador und unterstützt den Widerstand der Kichwa-Indianer gegen die Ölförderung in ihrem Wald, Sarayacu, Ecuador, April 2003

wetzen Holzfäller schon die Axt. Zu retten wäre noch eine Urwaldfläche, die doppelt so groß ist wie die Bundesrepublik - aber auch eine Bevölkerung in großer Armut. „Da guckt die Regierung natürlich, womit man die Wirtschaft des Landes wieder ankurbeln kann“, sagt sie. Greenpeace hatte ein Moratorium gefordert, dass gibt es jetzt dort - 40 Millionen Hektar Wald stehen erst einmal unter Schutz. Die meist durch Korruption beförderten Einschlagenehmigungen sollen neu überprüft werden.

Der Kampf von Sandra Pfoth und ihren drei Hamburger Kolleginnen läuft gegen die tickende Zeit. „Man müsste immer mehr machen als man kann“, meint sie. Zähigkeit gehört zu ihrem Job, genauso wie die Fähigkeit, sich alleine durchbeißen zu können. Dass man sich unbeliebt macht, auch im eigenen Land, gehört zum Job. Als die West LB Öl-Pipelines in Ecuador finanzierte, kippte Greenpeace schwarzes, klebriges Öl auf den roten Teppich vor der Düsseldorfer Konzernzentrale. „Man muss Skandale aufdecken und an den Pranger stellen, um öffentlichen Druck auf Unternehmen auszuüben.“ Doch die Öko-Spektakel und David-gegen-Goliath-Inszenierungen bringen nicht nur erstklassige Fernsehbilder, sondern auch Gefahren. Mut, der gehört somit auch zu Pfothens Job.

„Gegen Mitarbeiter in Brasilien hat es Morddrohungen gegeben“, sagt die Baumbeschützerin. „Seitdem tragen wir dort bei gefährlichen Recherchen schusssi-



Ölverseuchte Gebiete prägen das Landschaftsbild in den Ölfördergebieten Ecuadors, Lago Agrio, Februar 2002

chere Westen.“ Im Dezember 2003 wollten Holzfäller ein Greenpeace-Schiff im Amazonas kapern, in Indonesien wurde vor einiger Zeit eine Mitarbeiterin einer anderen Organisation entführt und gekidnappt. In Kamerun sind Sandra Pfotenhauer und ihr Team bei ihren Recherchen von unbekanntem Autos verfolgt worden.



Greenpeace deckt illegalen Holzeinschlag einer deutsch-niederländischen Firma in Kamerun auf. Sandra Pfotenhauer im Gespräch mit der betroffenen Gemeinde in Kamerun, Juli 2002. Gesicht des Informanten aus Sicherheitsgründen unkenntlich gemacht.

„Thrill und Nervenkitzel spielen dabei kaum eine Rolle“, sagt sie zu ihren gefährlicheren Einsätzen. „Aber es ist natürlich wichtig, seine eigene Angst zu überwinden, sich selbst zurückzustellen und zu überlegen, wie weit man gehen würde.“ Alles in allem sei jeder Einsatz eine „unglaubliche Erweiterung des Erfahrungshorizontes“. Und: Wer einmal, wie sie in Ecuador, auf einem Bananenblatt auf dem Waldboden geschlafen hat, der merke auch, wie furchtbar klein er wirklich ist.

Unterstützung erfährt Sandra Pfotenhauer bei ihrer Arbeit meist von den Einheimischen, die ihre letzten Hoffnungen auf Greenpeace setzen. In Ecuador hat ein einziges Dorf seinen Widerstand gegen Ölfirmen aufrecht gehalten, während der Konzern die Orte rundherum längst aufgekauft hatte. Anderswo legen Menschen zehn Stunden im Kanu zurück, um zu erfahren, ob Greenpeace ihnen helfen kann, ihren Lebensraum zu sichern.

„Natürlich gibt es auch dort immer Menschen, die sich kaufen lassen“, sagt sie. Ein Fußball, ein Sack Reis und eine Schule sei häufig der Preis, der Einheimische schwach mache. Jahre später herrsche in den Orten Verwüstung, die Luft sei von Dämpfen geschwängert oder die Wälder sehen aus der Luft aus wie Spargelplantagen.

„Wir würden am liebsten ganze Regionen unter Schutz stellen“, sagt Pfotenhauer. „Mittlerweile arbeiten wir jedoch außerdem auf eine ökologisch und sozial gerechte Waldwirtschaft hin.“ Heißt: Gerade in armen Regionen sollen die Menschen auch die Chance haben, vom Wald zu leben - aber ihn gleichzeitig so wenig und so schonend nutzen, dass der Wald die Eingriffe verkraftet.

Im Kongo hat die Oberhausenerin ein Modellprojekt für eine solch innovative Waldwirtschaft mit angestoßen. Dort könnte eine deutsch-schweizerische Holzfirma bald die erste in Afrika werden, die auf Öko- und Sozialverträglichkeit umschwenkt.

Wer sich wie Sandra Pfotenhauer für den Erhalt von Urwäldern einsetzt, muss gleichzeitig eben auch gegen Kriminalität, Armut, Korruption und hiesige Konsumwünsche kämpfen, die allesamt den illegalen Raubbau anheizen. Das ist umso schwieriger, als dass Holz nicht gerade das Zeug zum großen Drama mitbringt.

„Holz hat eben keine großen Kulleraugen“, bringt es Pfotenhauer auf den Punkt - Sympathien für Urwälder zu mobilisieren fällt schwerer als für die Orang-Utans, die dort leben und in gleicher Weise gefährdet sind.

Dennoch: Ein Job mit ideeller Basis sei ihr wichtig, resümiert die Forstwissenschaftlerin. „Du weißt eben, wofür du arbeitest.“ Das mache sie zufrieden - auch wenn der Job sie häufig an ihre körperlichen Grenzen bringe.

WOHNEN

Die Mieter im eigenen Haus

Rund 20 000 Menschen leben in Oberhausen in Genossenschaftswohnungen

VON HELMUT KAWOHL

Genossenschaftliches Wohnen ist neben dem Wohnen in Miet- und Eigentumswohnungen die dritt wichtigste Säule der Wohnraumversorgung in Deutschland. 2000 Wohnungsgenossenschaften haben bundesweit drei Millionen Mitglieder und verwalten mehr als zwei Millionen Wohnungen. Privates Kapital wird hier mit gemeinschaftlichen Projekten verbunden. Auch in Oberhausen ist genossenschaftliches Wohnen „in“: Rund 20 000 Menschen leben in unserer Stadt in knapp 11.000 Wohnungen, die fünf gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaften gehören: der Gemeinnütziger Wohnungsbau eG - GE-WO - Oberhausen-Osterfeld, der Wohnungsgenossenschaft Oberhausen, der Wohnungsgenossenschaft Oberhausen-Sterkrade, der Postbaugenossenschaft Oberhausen und der Heimbau Wohnungsgenossenschaft. Damit sind mehr als zehn Prozent des gesamten Oberhausener Wohnungsbestandes in genossenschaftlicher Hand. Von der Eineinhalb-Raum-Wohnung bis zum begehrten Einfamilienhaus halten die Genossenschaften ein breites Angebot vor. Da gibt es die Starterwohnung für junge Erwachsene und Singles, familiengerechte Wohnungen mit mehreren Kinderzimmern sowie



FOTO: GWG STERKRADE

Die Menschen dort alt werden zu lassen, wo sie groß geworden sind, beschreibt Oberbürgermeister Klaus Wehling als wichtiges Ziel der Oberhausener Kommunalpolitik

„barrierefreie“ Wohnungen für Senioren, die alt- und behindertengerecht ausgestattet sind, um ein möglichst langes selbstständiges Leben zu Hause zu ermöglichen.

Nicht zuletzt deshalb erfreut sich genossenschaftliches Wohnen in Oberhausen großer Beliebtheit. Es bedeutet sicheres Wohnen zu erschwinglichen Mieten

und Wohnen in einer starken Gemeinschaft - mit Service und schneller Hilfe, wenn es nötig ist. Gemeinnützigkeit heißt „Wohnen zum Wohle aller“: Überschüsse und Gewinne der Genossenschaften werden



FOTO: JOPPEK

In diesem 1963 gebauten 20-Familien-Haus am Ebereschenweg hat nach der Modernisierung durch die „Heimbau“-Wohnungsgenossenschaft jede Mietpartei einen eigenen Wohnungszugang

für den Ausbau und die Pflege des Wohnraumes verwendet. Das lebenslange Dauerwohnrecht ist ein weiterer Anreiz für einen Einzug in eine genossenschaftliche Wohnung. Die Mieter sind vor möglichen Eigenbedarfsklagen geschützt. Dies rechtfertigt das Schlagwort vom „Mieter im eigenen Haus“, auch wenn ein Genossenschaftsmitglied nur einen kleinen Anteil von einigen hundert Euro besitzt. Die Mieter wählen in den einzelnen Wohnbezirken ihre Vertreter und sind damit direkt in einen demokratischen Prozess eingebunden. Jedes Mitglied kann in die Vertreterversammlung gewählt werden und so über die Aktivitäten der einzelnen Genossenschaften mitbestimmen. Die fünf Oberhausener Wohnungsgenossenschaften zählten zum 31. Dezember 2004 rund 14 000 Mitglieder. Von den hohen Investitionen der Genossenschaften in Instandhaltung und Modernisierung profitiert auch in Oberhausen ganz wesentlich der schwächelnde Bausektor. Jährlich investieren die Genossenschaften rund 30 Mio. Euro in ihren Grundbesitz. Über 90 Prozent der Aufträge bleiben in der Stadt, die Genossenschaften beauftragen zudem vorrangig Betriebe, die auch ausbilden.

Schon vor über 100 Jahren entstanden die ersten Wohnungsgenossenschaften in Oberhausen. Wegen der drückenden Wohnungsnot gründeten Bürger Wohnungsvereine, deren Ziel es war, bezahlbare Wohnungen für alle zu schaffen. Noch heute funktioniert das Genossenschaftswesen einfach und gut. Die Tatsache, dass ihre Mitglieder und Kapitalgeber zugleich ihre Kunden sind, hat Konsequenzen auf die Geschäftspolitik aller Wohnungsgenossenschaften. Im Vordergrund steht hier nicht der höchstmögliche Gewinn. Wer eine Wohnung mieten möchte, wird Mitglied bei der Genossenschaft seiner Wahl und muss zwei bis vier Genossenschaftsanteile im Wert von jeweils 200 bis 300 Euro je nach Unternehmen erwerben. Geld, das nicht verloren geht: Anders als bei einer Kaution, wird der Anteil nicht als Sicherheit genutzt, sondern verzinst und beim Ausscheiden aus der Genossenschaft wieder ausgezahlt.



FOTO: JOPPEK

Elf „barrierefreie“ Wohnungen für Senioren wurden Ende 2004 in diesem Haus der Gemeinnützigen Wohnungsgenossenschaft Oberhausen an der Kleiststraße bezogen

Aber an Auszug sollen die Mieter eigentlich gar nicht denken. „Unsere Idealvorstellung ist, dass man als Single bei uns einzieht und bis zum Service-Wohnen für ältere Menschen bei uns wohnen bleibt“, so Olaf Rabsilber, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen in Oberhausen und Geschäftsführer der GWG Sterkrade. Auch Oberbürgermeister Klaus Wehling unterstützt dieses Bemühen: „Der seniorengerechte Umbau von Wohnraum wird in Zukunft ein starkes Thema werden. Es ist Ziel unserer Politik, die Menschen dort alt werden zu lassen, wo sie groß geworden sind.“ Ein Konzept, das schon heute aufgeht: Teilweise leben in den Altbauten aus den 20-er und 30-er Jahren Familien in der dritten Generation.

Zu den ältesten Wohnungsgenossenschaften Deutschlands zählt die am 14. August 1904 gegründete Gemeinnütziger Wohnungsbau eG - GE-WO -, die ihre Aktivitäten vom neuen Wohn- und Servicegebäude an der Berg-/Ecke Rothebuschstraße in Osterfeld steuert. Mit rund 5200 Mitgliedern und mehr als 4800 Wohnungen, in denen 10.000 Menschen leben, ist die GE-WO die größte Wohnungsbaugenossenschaft in Oberhausen. Ihr Wohnungsbestand erstreckt sich auf die Stadtgebiete Oberhausen (4017 Wohnungen), Essen (533 Wohnungen), Mülheim (199 Wohnungen) und Bottrop (90 Wohnungen). Acht Miethäuser mit 43 Wohnungen an der Freiligrath- und Greenstraße für Osterfelder Bürger mit kleinem Geldbeutel waren im Jahr 1905 das erste Neubauprojekt der Genossenschaft.

Zu den größeren Wohnanlagen der GE-WO in Oberhausen gehören heute das Hahnenviertel mit 283 Wohnungen, die Westerholtsiedlung mit 366 Wohnungen, die Jakob-Plum-Siedlung mit 269 Wohnungen und das Green-/Kettelerviertel mit 218 Wohnungen. Die letzten Neubaumaßnahmen fanden am Kickenberg statt, wo die in den Jahren 1928/29 er-



Die Jakob-Plum-Siedlung mit 269 Wohnungen in Osterfeld gehört zu den größeren Wohnanlagen der GE-WO in Oberhausen

richteten vier Wohnhäuser 4-8 und 12 aufgrund ihrer schlechten Bausubstanz abgebrochen wurden und an ihrer Stelle vier Neubauten mit insgesamt 37 öffentlich geförderten Wohnungen entstanden. Die Gesamtkosten beliefen sich auf knapp 4,5 Mio. Euro. Im Sommer 2005 hat die GE-WO ihr Objekt Karl-Steinhauer-Straße 10 in Oberhausen fertiggestellt und an die Mieter übergeben. Da die Grundrisse nicht mehr heutigen Wohnvorstellungen entsprachen, wurden die jeweils rechte Wohnung pro Etage aufgelöst und dadurch neue Dreieinhalb-Raum-Wohnungen mit jeweils rund 73 qm Wohnfläche geschaffen. Derzeit werden in der Karl-Steinhauer- und der Virchowstraße weitere Wohnhäuser modernisiert. Hier werden Balkone angebaut, Terrassen angelegt, Fenster erneuert, Fassaden gestrichen und Außenanlagen neu gestaltet. Wie auch bei den anderen Wohnungsgenossenschaften ist die Pflege und Modernisierung des Wohnungsbestandes heute die Kernaufgabe. Im Jahr 2004 gab die GE-WO für die Modernisierung von Bädern und Küchen, für Fassaden- und Fensteranstri-

che, für Balkonanbauten und Sanierungen sowie für die Erneuerung von Haustüren rund 7,2 Mio. Euro aus, für das Jahr 2005 sind rund 5 Mio. Euro vorgesehen.

Älteste Oberhausener Wohnungsgenossenschaft ist die Gemeinnützige Wohnungsgenossenschaft Oberhausen, die am 22. Mai 1900 gegründet wurde.



Von 2001 bis 2004 investierte die GWG Sterkrade zwölf Mio. Euro in den Neubau von 75 Wohnungen auf dem Gelände der alten Feuerwache Sterkrade (Foto) und am Dunkelschlag in Schmachtendorf

Die Genossenschaft, die in der Seilerstraße 124 ihr neues Verwaltungsgebäude hat, verfügt über insgesamt 2056 Wohnungen. 3610 Mitglieder gehören dieser Genossenschaft an. In der Kleiststraße 24 kann die Genossenschaft ab April 2006 14 neue barrierefreie und 60 bis 80 qm große Wohnungen anbieten, elf wurden in einem Nachbargebäude bereits im November 2004 bezogen. Die enorme Nachfrage veranlasste das Unternehmen, diesen weiteren Neubau mit einem Investitionsvolumen von 1,6 Mio. Euro hochzuziehen. Künftig will sich die Wohnungsgenossenschaft dann darauf konzentrieren, ihren Altbestand nach und nach zu modernisieren. Bereits 20 Wohnungen tragen in älteren Häusern des Unternehmens das Etikett „teilbarrierefrei“. Vorstandsmitglied Klaus

Landsiedel: „Dies ist eine Hilfe bei der Vermietung. Und wir halten Mieter, die wir sonst verlieren würden.“

Zu den aktuellen Projekten der Gemeinnützigen Wohnungsgenossenschaft Oberhausen gehört die Fassadenerneuerung der Häuser an der Hunsrückstraße, verbunden mit dem Anbau von Balkonen. Eine Besonderheit ist zudem das Multimedia-Netzwerk. Die Mieter der über 2000 Genossenschaftswohnungen haben die Möglichkeit, über das eigene TV-Kabelnetz Internet, zusätzliche Fernsehprogramme und einen Mieter-Informationskanal zu empfangen. Mit der Umrüstung konnten die Kosten für den TV-Anschluss um bis zu 50 Prozent gesenkt werden.

80 Jahre jung wurde 2005 die Gemeinnützige Wohnungsgenossenschaft Oberhausen-Sterkrade. Angesichts der 1925 auch in der damaligen Stadt Sterkrade herrschenden Wohnungsnot gründeten 22 Bürger seinerzeit den „Wohnungsverein zu Sterkrade“. Das erste Wohnhaus in der Geschichte der Genossenschaft war die Brüderstraße 16, ein Haus, das noch heute zum Wohnungsbestand gehört. Die politischen Verhältnisse brachten 1933 einschneidende Veränderungen für den Wohnungsverein, es erfolgte eine Gleichschaltung durch einen abgesandten Staatskommissar. In einer unter Zwang durchgesetzten außerordentlichen Generalversammlung am 18. Juni 1933 wurden der gesamte Vorstand und der Aufsichtsrat umgebildet. 1942/43 erfolgte eine Zusammenlegung mit der Baugruppe Oberhausen eGmbH. Aus beiden Unternehmen bildete sich schließlich die Gemeinnützige Wohnungsgenossenschaft Oberhausen-Sterkrade eGmbH.

Heute gehören der Genossenschaft 2820 Wohnungen, sie zählt über 3500 Mitglieder. Ihre Aufgaben sieht die Genossenschaft im Neubau von familien- und seniorengerechten Wohnungen, in der schnellen Hilfe bei Problemfällen, in der Bestandserhaltung durch Modernisierung, in der unbürokratischen Unterstützung älterer Menschen und in der Integration ausländischer Mitbürger. In den Jahren 2001 bis 2004 investierte die GWG Sterkrade zwölf Mio. Euro in den Neubau von 75 Wohnungen auf dem Gelände der alten Feuerwache Sterkrade und am Dunkelschlag in

FOTO: JOFFEK

Schmachtendorf. Für Instandhaltungsmaßnahmen sind jährlich rund 3,8 Mio. Euro im Haushalt veranschlagt. Seit April 2003 bietet die GWG-Sterkrade allen Mitgliedern und Mietern gemeinsam mit der Arbeiterwohlfahrt Oberhausen (AWO) einen „Rund-ums-Wohnen-Service“ an. Neben Putzen, Einkaufen, Rasenmähen oder Hilfe bei der Körperpflege gehören auch die Vermittlung von Hilfsmöglichkeiten sowie Informationen über Leistungen der Stadt zum Service-Paket. Gezählt sind die Tage der Büroräume an der Wilhelmstraße 56, wo die Genossenschaft seit 1952 zu Hause ist: Mit dem Erwerb des Grundstücks Kleine Eichelkampstraße 1, allgemein bekannt als „Heiermann-Villa“, geht es räumlich demnächst zurück zu den Wurzeln, denn nur wenige Schritte vom ersten GWG-Sitz 1925 in der Eichelkampstraße 40-48 und den ersten Häusern in der Tirpitzstraße entsteht im Herzen von Sterkrade eine neue Geschäftsstelle, die zukünftigen Aufgaben gerecht werden soll.

65 Postler gründeten im Juni 1921 die Postbaugenossenschaft Oberhausen. Das erste Haus mit 24 Wohneinheiten wurde 1923 an der Lothringer Straße errichtet, bis heute folgten über 500 weitere Wohneinheiten, die sich über das gesamte Oberhausener Stadtgebiet verteilen (u. a. von-Stephan-Straße und Rosenstraße), die zum Teil aber auch in Duisburg-Meiderich und Mülheim stehen. Die Postgenossenschaft baut zur Zeit keine neuen Wohnungen, sondern beschränkt sich auf Wärmedämmungsmaßnahmen und die Verschönerung der Außenfassaden ihrer Häuser. Für die Instandhaltung des Wohnungsbestandes werden jährlich rund eine Million Euro veranschlagt. Preiswerte Wohnungen zur Dauernutzung heißt auch hier die Unternehmensphilosophie.

Jüngste gemeinnützige Oberhausener Wohnungsgenossenschaft ist die 1951 gegründet „Heimbau“ an der Teutoburger Straße mit heute 550 Miet- und Seniorenwohnungen. Der Krieg und die Nachkriegszeit mit ihren Zerstörungen und die Vertreibung vieler Deutscher aus ihrer Heimat brachte große Not insbesondere auf dem Wohnungssektor mit sich. Viele Fa-

milien wohnten in Notunterkünften und hatten wenig Aussicht, eine „ordentliche“ Wohnung zu finden. Vor diesem Hintergrund bildete sich am 30. Mai 1949 im Beisein von Oberbürgermeister Otto Aschmann die Siedlergemeinschaft „Kolping-Ketteler“. Es war die Geburtsstunde des Vorläufers der „Heimbau“. Als Genossenschaft investierte „Heimbau“ im Jahr 2004 rund 2 Mio. Euro in den Wohnungsbestand. Allein 1,2 Mio. Euro flossen 2005 in die Sanierung und Modernisierung des 1963 gebauten 20-Familien-Hauses am Ebereschenweg 98, wo Laubengänge - ein Relikt der 70-er Jahre - zugunsten von eigenen Wohnungszugängen für jede Mietpartei weichen mussten. Vorbei



Ob beim gemeinsamen Boule-Spiel oder bei einem der vielen Siedlungsfeste: der genossenschaftliche Gedanke des Miteinanders wird gepflegt

sind die Zeiten, zu denen Besucher oder andere Mieter die Eingangstüren sowie Schlaf- und Kinderzimmerfenster in unmittelbarer Nähe passieren mussten. Heute hat jede Wohnung zusätzlich einen Wintergarten auf dem alten Gang. Da macht genossenschaftliches Wohnen noch mehr Spaß...

KARNEVAL

Die Weisheit in der Torheit

Aus einer Messdiener-gemeinschaft wächst die Karnevalsgesellschaft Blau-Gelb St. Marien zu einer himmlischen närrischen Gemeinde

VON MICHAEL SCHMITZ

„Gäbe es die Torheit nicht, wäre es um die Weisheit geschehen.“ Es war eine närrisch-philosophische Großartigkeit, die Wilhelm Knappmann in knappe Worte fasste, als man ihm den Eulenorden „Närrische Weisheit“ verlieh. Der legendäre Pfarrer von St. Marien Alt-Oberhausen, zur NS-Zeit als Jugendkaplan im Widerstand aktiv in Köln-Vogelsang, dann eben als kritisch-konservativer Geist am Altar von St. Marien gelandet nach dem Meuchelstaat von Hitler, hätte es wohl trefflicher nicht formulieren können, als man ihm vor beinahe 30 Jahren den Eulenorden des Ordenskapitels „Närrische Weisheit“ verlieh. „Don Camillo von Oberhausen“, wie die WAZ damals titelte, war sozusagen der Rhein-Ruhr-Widersacher von Pepone.

Heute sitzt er beim Herrn oder auf Wolke sieben, und er belächelt die Schäfchen seiner Schäfchen nicht, er singt Hosanna. Denn zwischen Lipperheid- und Grillostraße, zwischen Grafenbusch und Schwartzstraße tut sich Großes. Eine Handvoll junger Leute - weitgehend gleichzusetzen mit einer ehemaligen Messdienerriege - schickt sich an, dem Oberhausener Karneval die göttlichen Eingebungen schmack-



FOTOS (9: JOPPEK

Am Fuße der Marien-Türme schickt sich eine ehemalige Messdienerriege an, dem Karneval die göttlichen Eingebungen schmackhaft zu machen

haft zu machen. KG steht für Karnevalsgesellschaft, Blau-Gelb für weiß der Himmel was (angesichts der farbengleichen Vonderner und der Nähe zu den Kleeblättern hätte man auch Rot-Weiß wählen können), aber sie sind anders.

Waren sie schon, als es sich zu einem großen Teil nicht nur um Messdiener, Pfarrjugendleiter, Tänzer im Männer-Ballett handelt, sondern auch um eingefleischte Fans von RWO. Wenn es eben ging, fuhr man zu Auswärtsspielen. Zu Heimspielen der Kleeblätter traf man sich am Fuße der beiden Marien-Türme, oft angereist aus Universitätsstädten, um „per pedes



Mit einem eigenen Wagen im Oberhausener Straßenkarneval dabei: die KG Blau-Gelb St. Marien

apostulorum“ aufzubrechen und über die Mülheimer Straße zum Stadion Niederrhein zu gelangen. Oben am Schloss war da noch nicht die Plastik von Keith Haring installiert, damals stand da noch „Die Tanzende“ des genialen französischen Bildhauers Jean Ipoustegy. Und die Jungs verweilten ein paar Sekunden an der bronzenen Schönheit, strichen ihr über die nackten Brüste und erhofften sich mit dieser Geste Beistand für die Rot-Weißen. Die Brüste wurden blank, bevor „Die Tanzende“ ins Standesamt versetzt wurde, RWO stieg ab.

Aber irgendwann waren die Jungs mit ihren Madels närrisch da. Ein Jugendkaplan, Markus Pottbäcker, ein Männerballett, zauberhafte junge Damen, Auftritte in der Gemeinde, im Pfarrsaal oder dem „Haus Union“, schwarz gewandet und Zylinder auf dem Kopf die Beerdigung des Hoppeditz. Wenn die Messdiener am Brunnen nicht vor ihrem Tore, sondern am Friedensplatz kerzengeschmückt den jecken Patron der Verbrennung preisgaben, tranken die weit-aus attraktiveren Damen der Runde ein Bier.

Dabei ist es nicht geblieben. Irgendwann meinen die Gotteskinder, dass es sich mit einem eigenen Wagen im Karneval besser närrischen Staat machen lässt. Beim ersten Umzug erregten sie noch mehr Aufsehen, weil zwei Priester auf ihren Wagen mitfuhren.

Beim zweiten Zug im Groß-Oberhausener Karneval fielen die Messdiener schön ehrfurchtsvoll auf. Die Erinnerung ist noch frisch. Dieter Rohner, inzwischen gottlob Präsident der KG Weiß-Grün HOAG, längst Königshardter, aber selbst Marienkind, schaute nicht neidisch, sondern voller Bewunderung auf den Wagen der Marianer. Ein Zauberstück: „Wir hätten uns um die jungen Leute bemühen müssen, unsere Gesellschaft hätte davon profitiert.“

Ebenso richtig wie falsch. Denn bis heute haben sich die Marianer dem Hauptausschuss Groß-Oberhausener Karneval nicht angeschlossen. Zwar sind ihre Wagen schon zweimal mit Preisen bedacht worden, aber sie wollen sich nicht unters Dach der offiziellen Narretei begeben. Andre Köster bringt es auf den Punkt: „Ich kann mit dem herkömmlichen Karneval nichts anfangen, das Vereins- und Sitzungsgedöns, Elferrat, als Präsident zwei Mädchen an der Seite, das ist nicht meine Baustelle. Hier geht's um Spaß.“ Der gelernte Zimmermann hat seinen Meister längst in der Tasche, ist mit seinen 36 Jahren der älteste Aktive in der KG, in der sich Handwerker und Studenten tummeln.



Beim Kinderkarneval in Osterfeld schossen die Gotteskinder scharf - allerdings nur mit Konfetti

Matthias Schmitz ist 33, Tischler-Geselle, war lange Messdiener, auch in der Katholischen Jugend-Ge-



Nach dem Wagenbau freuen sich alle Marianer auf den Spaß, im Zug mitzufahren

meinschaft: „In der Gemeinschaft entstehen verrückte Sachen, allein schon einen Wagen auf die Beine zu stellen mit allem was dazu gehört. Darum geht es uns, um dann mit Spaß im Zug mitzufahren. Früher haben wir mit einem Karren in der Kurve am Rathaus gestanden am Karnevalssonntag, wenn der Zug vorbeikam. So kam dann eins zum andern.“ Auch der 27-jährige Immobilienkaufmann arbeitet gern mit für das Ziel, oben auf dem Wagen stehen zu können bei den beiden Umzügen. Und er hält genauso wenig vom befohlenen Spaß wie die anderen. Realistisch aber sieht er auch einen ziemlich hohen Organisationsaufwand, die Kosten für den Spaß seien auch nicht ohne.

Auf Messdiener-„Karriere“ und Jugendarbeit in der Gemeinde kann auch Michael Röddinger zurückblicken. Der 35-Jährige ist ein weiterer Tischler im Bunde, Vater schon von zwei Kindern. Wie einige in der Gesellschaft standen am Beginn seiner närrischen Laufbahn Auftritte mit dem Männer-Ballett beim Pfarrkarneval von St. Marien. Irgendwann hat sich das für ihn im Sande verlaufen, als es dann an den Bau des ersten eigenen Wagens ging, stieß er wieder zur Gruppe. Spannend findet er den Wagenbau, sich in der kalten Halle zu treffen und von Mal zu Mal immer ein Ergebnis zu sehen. Im dritten Jahr ist er wieder dabei, einer von 25 Aktiven im Verein, der insgesamt nur 31 Mitglieder hat. Es gibt Sponsoren wie die Tischlerei Spona, Blumen Lohkamp, die Bäckerei Schlaghecke oder der Malerbetrieb Kassen. Eltern lassen schon mal was springen, auch Verwandte.

Rene van der Knokke, 31, studiert noch in Essen, Germanistik. Auch er war seinerzeit im Männer-Ballett: „Viele davon sind nicht mehr dabei, sie wollten Nachwuchs, mein Wunsch war es immer, dass wir mal einen eigenen Wagen machen. Ich fand das unglaublich aufregend.“ Stephan Eis sollte als Bankkaufmann dafür Sorge tragen können, dass die Vereinsfinanzen immer geordnet sind. Der ehemalige Messdiener und Jugendgruppenleiter war auch in der Tanzgruppe, ist Mitglied im Pfarrgemeinderat. Seit er erstmalig am Bauhof

beim Wagenbau mit angepackt hat, war er nicht mehr zu halten.

Stefanie Reichart war eigentlich erst nicht dafür zu begeistern, einmal im Jahr an den tollen Tagen, das reichte ihr eigentlich. Aber dann hat sich die 25-jährige Studentin der Wirtschaftswissenschaften, die einmal Kultur-, Medien- und Freizeitmanagerin werden will, doch anstecken lassen von ihrem Freund. 2004 fuhr sie zum ersten Mal auf dem Wagen mit und fand es einfach nur „super, da war ich sofort über-

Mit himmlischem Segen auf in den irdischen Karneval



zeugt“. Die Gemeinschaft, die Freundschaft, das schätzt sie an dieser etwas anderen KG.

Christian Birwe ist der erste Vorsitzende im Verein, von Anfang an dabei. Wenn er sagt, dass die KG „sein Verein“ ist, dann heißt das nicht, dass der 34-Jährige ihn führt wie ein Alleinherrscher: „Ich versuche, das vereinsgerecht zu machen.“ Er ist zuständig für Veranstaltungsservice und spezielle Effekte. Die scheint auch seine Arbeit als Vorsitzender zu prägen. Denn die KG Blau-Gelb St. Marien ist schon etwas ganz Spezielles, voller Effekte und auch äußerst effektiv.

SPORT

Der „Dicke Stein“ – wieder in aller Munde

Sterkrade 06/07 löste immer mal Probleme

VON GUSTAV WENTZ

Man hatte lange nichts mehr gehört von den „Remonten vom Tackenberg“, wie sie bisweilen hießen oder von den „Blauen“: Sie meldeten sich im Sommer 2005 plötzlich zurück mit einer Sache, die scheinbar nicht ihre war: Sozialarbeit oder Sozialpädagogik. Dabei hatte der interessierte Niederrhein das Geschehen rund um jenen eher rätselhaften Findling, der „Dicker Stein“ heißt, aus der Eiszeit (aus welcher nur?) stammen mag und dem an seinem Platz errichteten Sportplatz (seit 51 Jahren „Stadion“) immer mit Zuspruch, Zurückhaltung, Zurückweisung - aus welcher Lage aber auch immer - mit Respekt verfolgt. Der ominöse „Dicke Stein“ war nicht nur Zeugnis einer reichlich rätselhaften Vergangenheit der Heimat, sondern auch und vor allem Beweis dafür, dass immer und alles seinen Weg gehen mag. Übrigens: So „dick“ ist er auch gar nicht, der „Dicke Stein“ - aber einhalten sollte man schon, wenn man ihn findet in der Nähe des Eingangs übrigens..

Wenden wir uns also dem Fußballverein mit dem Namen „Spielvereinigung Sterkrade 06/07“ zu. Da - rund um den „Dicken Stein“ ist er nämlich beheimatet, da weiß dieser Verein, was er zu tun hat - heute

FOTOS (B): PRIVATARCHIV



Zur Stadioneinweihung kam 1954 der deutsche Vizemeister 1. FC Kaiserslautern (u.a. mit den Weltmeistern Horst Eckel, 3.v.l., und Werner Liebrich, vorne r.) zum „Dicken Stein“; unten das damalige Team der Sterkrader

eher Sozialarbeit, früher mal Hort großartiger fußballerischer Veranlagung (worauf wir noch kommen).

Nun werden die Fußballer der frühen Tage, die wir großzügig ansiedeln in den Zeiten der ersten Jahr-



zehnte der 20. Jahrhunderts (ist es wirklich schon das „damalige“?), von „Sozialarbeit“ nichts gehört und gewusst haben, aber sie leisteten sie. Erfolgreich übrigens, denn in den ersten Mannschaften, die zunächst auf der Sterkrader Heide („unten“ sagen die Sterkrader heute noch) und eben auf dem Tackenberg (also „oben“) spielten, wurde nicht nach der Herkunft des Kickers gefragt. Unterprivilegiert waren sie damals sowieso alle. Den paar Gymnasiasten war es sehr recht, dass sich Arbeitersöhne anschlossen, die oft aus Oberschlesien, aus Bayern oder Ostpreußen kamen. Infiziert waren sie alle vom Spiel mit dem runden Leder, das nicht immer aus Leder bestand, sondern oft genug aus zusammengewundenen Stofflappen, die sich bisweilen auflösten - und von einem ähnlichen „Ball“ ersetzt wurden. Hauptsache, es war Fußball. „Unten“ bildete sich ein Verein, der „Minerva“ hieß und nicht lange hielt, denn der Verein „oben“ hatte den unschätzbaren Vorteil einer unmittelbar benachbarten Gaststätte. In der gab es nicht nur das Bier für danach, sondern auch die Umkleiden für davor und danach. Was lag also näher als ein Zusammenschluss, zumal doch in jenen frühen Jahrzehnten

Eine der ersten und erfolgreichsten Mannschaften, die der Spielklub 07 hatte, zeigt diese Aufnahme aus dem Jahre 1918; ganz links Gründer und Ehrenvorsitzender Heinrich Mürmann

mehr oder weniger ständig „zusammengeschlossen“ wurde - Dörfer, Gemeinden, Städte.

Wir wollen uns nicht verlieren in den sportlichen Anfängen des Vereins, der sich - mit unübersehbar stolzem Bürgersinn und ebenso deutlichem Bewusstsein für das Anerkennen fußballerischen Könnens gleich welcher Herkunft - schon zu einer gewissen Größe aufschwang. Bevor alles in Trümmer ging. Erst recht danach.

Mit der Zeit nach dem 2. Weltkrieg beginnt die - sportliche - Geschichte der Spvgg. Sterkrade 06/07 erst richtig. Über drei Jahrzehnte lang gehörten die Sterkrader Fußballer (von der gleichfalls nicht ruhmlosen Historie der Handballer wird hier nicht gesprochen) der Verbandsliga Niederrhein an. Hört sich heute nicht so toll an, war aber die erste Amateurklasse und die dritthöchste Spielklasse überhaupt. Und: Es kamen Kicker aus Sterkrade, die für Aufsehen sorgten. Karl Klug nennen wir, der 1952 in Helsinki bei den Olympischen Spielen dabei war und vielleicht

1954 Weltmeister geworden wäre, wenn er Sepp Herberger gefolgt und zu einem „großen“ Verein gewechselt wäre. Das war übrigens über Jahrzehnte typisch für „alte Sterkrader“ - nicht gern die Heimat zu verlassen. Es gab ja dank einer unglaublich guten Ju-

deutschlands, unverwüstlich als Spieler und als Beobachter - anständig, ein Mann zum Aufschauen, fair.

Dann stiegen die „Blauen“ ab. Sie passten nicht mehr in die Welt des Fußballs, dessen Vereine sich Klasse durch Kontostände erkaufte. Es gab Misslich-



gendarbeit (wir gehen jetzt einfach mal in die 60er/70er Jahre) immer wieder Fußballer, die Lockrufen folgten. Die Lockrufe waren nicht selten finanziell gewürzt, und auch das war (und ist) Bestandteil des Lebens am „Dicken Stein“: Zwar gab's und gibt's Geld für Fußball, aber weder im Übermaß noch zum Überleben. Einen heben wir da mal heraus, weil er nie den Verein verließ und allen Verlockungen widerstand: Friedhelm Grubbert absolvierte zwischen der ersten Hälfte der 60er und der zweiten Hälfte der 70er Jahre rund 800 Ligaspiele für 06/07, war Torschützenkönig der Verbandsliga Niederrhein, Träger der Fritz-Walter-Plakette als bester Amateurspieler West-

1970 holten die Sterkrader die Niederrhein-Meisterschaft; mit Lorbeerkrantz Friedhelm Grubbert, der später für über 1000 Amateurspiele mit der Fritz-Walter-Plakette ausgezeichnet wurde

keiten zu Beginn dieser Entwicklung, es gab Unstimmigkeiten, es gab Abstiege. Es gab nach vielen Jahren der Fahrt in die Niederungen auch wieder Erinnerung an das Vergangene; es gab die Besinnung auf eine stolze Tradition. Das geschah in einem völlig veränderten Umfeld, denn der Tackenberg an der Grenze zwischen Osterfeld und Sterkrade entwickelte sich mit der Zeit zu dem, was meist (und unschön) als „sozialer Brennpunkt“ bezeichnet wird. Menschen aus diversen Nationen nahmen hier Heimstatt; sie kamen

und kommen nicht mehr aus entfernten Ländern irgendeiner deutschen Zunge und Kultur, sondern aus der Türkei, aus Vietnam, Teilen der zerbrochenen Sowjetunion. Die „Blauen“ sahen: Die Jungs wollen Fußball spielen! Aus diesem gemeinsamen Band von Interesse haben sie in den letzten Jahren etwas geschmiedet, das unpräzise war und nichts anderes



Bis zu 16.000 Zuschauer kamen zu den Spitzenzeiten zum „Dicken Stein“; hier eine Szene aus dem Verbandsligaderby zwischen 06/07 und RWO in der Saison 1977/78 (2:2)

ist als „Sozialarbeit“ im allerbesten Sinne. Sie tun was, sie haben Mannschaften voller Jungs, die Ali, Igor und Sebastian heißen, deren Eltern mal Zuckerfest und mal Weihnachten feiern, am liebsten aber einen Sieg.

Was sie brauchen, ist mehr Platz. Der Verein hat ein paar Ideen entwickelt, jetzt muss überlegt werden. Nach hundert Jahren hat er verdient, dass über ihn nachgedacht wird.

Fußballer in der Krise

Ausgerechnet die beiden Oberhausener Fußballvereine, die in den letzten Jahren so positiv überrascht hatten, gerieten 2005 in tiefe Krisen: SC Rot-Weiß und Adler Osterfeld.

Zunächst erwischte es die Osterfelder. Nach einer hervorragenden ersten Serie und dem Einnehmen des Aufstiegsplatzes in der Oberliga Nordrhein musste die Familie Becker, die seit Jahren den Verein aus dem Rothebusch lenkt (und finanziell absichert) ihren weitgehenden Rückzug verkünden. Finanzielle Probleme (nicht im eigenen Unternehmen begründet, sondern in der Zahlungsmoral großer Kunden) führten zu dem Schritt. Folge: Die Mannschaft von Trainer Günter Bruns spielte zwar weiter, wusste aber, dass der Verein die neue Saison zwei Klassen tiefer (Landesliga) in Angriff nehmen würde. Nach der Saison fiel die Truppe auseinander. Unter Trainer Günter Schlipper nimmt der SV Adler seit dem Sommer einen Neuanfang - spätere Rückkehr nach oben nicht ausgeschlossen.

Böse sah es um die „Kleeblätter“ in der 2. Bundesliga aus. Dem hauchdünn verpassten Aufstieg in die Bundesliga folgte eine Saison voller Pannen, die schließlich nach sieben Jahren der Zweitklassigkeit den Absturz in die drittklassige Regionalliga Nord brachte. Nach wenigen Spieltagen erklärte der langjährige Vorstand um Hermann Schulz seinen Rücktritt - er war mehrfach übelst beleidigt worden und zog diese Konsequenz. Seit Mitte Oktober bemühen sich ein Notvorstand sowie eine kleine Gruppe von Oberhausener Unternehmen, Mittelständlern und Politikern, den Verein wieder auf Kurs zu bringen. Sportlich scheint das ebenso schwierig zu werden wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Immerhin: Man gibt den Mut nicht auf, und ab dem Winter soll es langsam wieder aufwärts gehen.

RELIGION

„Komm – wer du auch bist“

Von provisorischen Gebetsräumen bis zur neuen Mevlana-Moschee: Die Entwicklung islamischer Gemeinden in Oberhausen

VON MARTINA NATTERMANN

Gar so lange ist das Ganze noch nicht her - und doch liegen die Anfänge mittlerweile schon ziemlich im Dunklen: Viele türkische „Gastarbeiter“ der ersten Generation sind längst in ihre Heimat zurückgekehrt oder leben nicht mehr. Von Jahr zu Jahr wird's deshalb schwerer, ein spezielles Stück Oberhausener Geschichte nachzuvollziehen - die Entstehung der ersten Moscheen und die Entwicklung islamischen Lebens in Oberhausen. Selbst sonst sprudelnde Quellen wie das Stadtarchiv müssen hier passen: „Geschichte der Moscheen? Hat noch nie jemand nach gefragt.“ Ein Versuch, ein bisschen Licht ins Dunkel zu bringen.

Arslan Yabas, der in der Ayasofya-Moschee an der Duisburger Straße 121 schon lange Jahre die Bücher führt, erinnert sich: „Als ich 1969 in die Stadt kam, um hier bei der Bundesbahn zu arbeiten, gab's noch keine Moscheen.“ Aber ein Zimmer gab's, das hatte die Bahn ihren Mitarbeitern islamischen Glaubens zur Verfügung gestellt - in ihrem „Ledigenheim“ an der Tannenbergsstraße, wo viele der damals noch ohne Familie aus der Türkei gekommenen Männer wohnten: „Da wurde es nachher ziemlich eng, besonders bei



FOTOS ©: STEFNAK

Die erste Moschee Oberhausens, die gleich als Moschee erbaut wurde: die neue Mevlana-Moschee an der Wasgenwaldstraße auf dem Tackenberg

Festen“, erinnert sich Yabas. Für die fünf täglichen Pflichtgebete wurde der Raum noch einige Zeit genutzt - genauso wie ein zweiter in einem Ledigenheim der Ruhrkohle AG an der Von-Trotha-Straße, nahe der Schachanlage in Sterkrade. Für die Festgebete, zu denen immer wesentlich mehr Gläubige zusammenkamen, hatte man mittlerweile größere Räumlichkeiten zur Verfügung: Yabas glaubt sich zu erinnern, dass sie an der Hochstraße in Osterfeld waren und zu einer evangelischen Gemeinde gehörten.

Für die meisten Türken, die in den 60ern und 70ern nach Deutschland kamen, war ihr Aufenthalt zunächst mal nicht auf Dauer angelegt, sie kamen allein, wollten hier einige Zeit arbeiten und mit dem Verdienen in der Heimat eine bessere Zukunft für



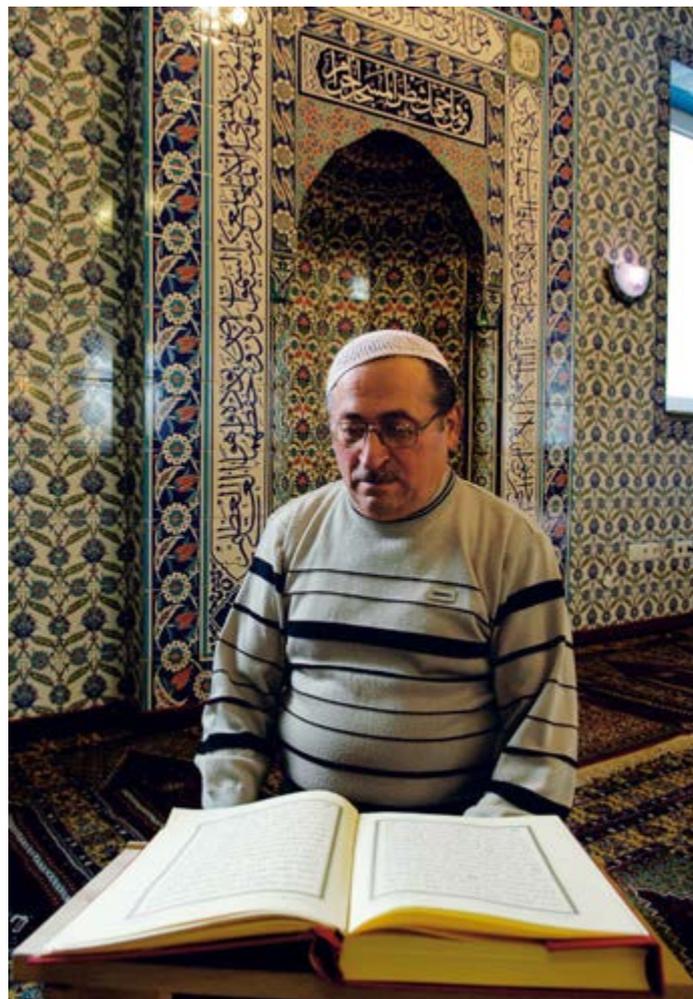
Die ältere Generation konnte sich aus finanziellen Gründen nur angemietete Hinterhofräume als Moscheen leisten

sich und ihre Familien aufbauen. Doch dann kam's für viele doch anders. Die Familien kamen nach - und damit wuchs auch das Bedürfnis, mehr als gerade einmal ausreichende und eher provisorische Räume für Gebete zu haben. Gebetsräume für Frauen wurden gebraucht und Räume, in denen die Kinder den Koran lernen konnten.

Hatte man anfangs allerorten noch zusammen gebetet, bildeten sich nach und nach im Wesentlichen drei Gruppen heraus, die die Moscheenlandschaft und damit das islamische Leben in der Stadt bis heute bestimmen: der Verband der Islamischen Kulturzentren (VIKZ), der keine parteipolitischen Aktivitäten entfaltet und seinen Hauptauftrag in der Bildungsarbeit sieht, die frei organisierten „Milli görüs“ („Nationale Sicht“)-Gemeinden und die wohl größte Gruppe - die dem Mitte der 80er Jahre vom türkischen Staat initiierten Dachverband DITIB ange-

schlossenen Diyanet-Moscheen. Zu ihnen entsendet der türkische Staat dort ausgebildete Amtsgeistliche, Imame, die den jeweiligen Gemeinden vorstehen.

„1969/70 haben wir noch an verschiedenen Stellen gebetet“, erzählt Recep Kacaoglu vom Verband der Islamischen Kulturzentren. 1972 dann habe man einen Raum angemietet - vorübergehend, irgendwo nahe der Bottroper Straße. „1974 dann haben wir an der Hochstraße Räumlichkeiten gemietet und das Ganze erstmals ‚professionell‘ angefangen - mit Gebets- und Unterrichtsraum.“ Ein Jahr später eröffnete man eine



Gläubiger beim Studium des Korans in der Mevlana-Moschee, dem neuen islamischen Gemeindezentrum

zweite Gemeinde an der Wasgenwaldstraße. 1977 dann gab man die Räume an der Hochstraße auf und zog zur Freiliggrathstraße, bis 1981 - dann wurde an der Vestischen Straße die Fatih Moschee gegründet, zunächst in gemieteten Räumen, die später gekauft wurden. Dafür wurden die Standorte Freiliggrath- und Wasgenwaldstraße aufgegeben. 2004 hat die Moscheegemeinde zusätzlich ein Fabrikgebäude an der Fahnhorststraße gekauft, wo ehemals Schaufensterpuppen produziert wurden und im Sommer 2007 ein Bildungszentrum samt Schülerwohnheim eröffnen soll, um die schulischen wie beruflichen Startchancen von Migrantenkindern zu verbessern. Rund 700 000 Euro wird die Gemeinde dafür schätzungsweise investieren - viel Geld. Und auch wenn das weitaus meiste davon schon zusammengetragen wurde, rechnet man mit einer längeren Umbauphase, um auch den Rest noch aufbringen zu können.

Aber auch in Alt-Oberhausen war man schon in den 70ern aktiv: An der Bonmannstraße in Lirich ging's 1977 los, ein Jahr später wurden Räume an der Brücktorstraße angemietet, bevor 2005 ein Gebäude an der Duisburger-/Ecke Niebuhrstraße gekauft wurde.

Langsam aber stetig entwickelte sich das Leben der islamischen Gemeinden in Oberhausen: Waren es anfangs eher provisorische, angemietete Gebetsräume in irgendwelchen Wohnhäusern, leerstehenden Läden oder Kneipen, konnten die Gemeinden, die alles selbst - aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden finanzieren müssen, sich nach und nach mehr leisten: Gebäude wurden gekauft und umgebaut. Es entstanden Ge-

meindezentren mit Gebets- und Seminarräumen, Teestuben, Räumen für Jugendliche, Anlaufstellen eben, die nicht nur zu den Gebetszeiten mit Leben erfüllt sind.



Die Räumlichkeiten dieser ehemaligen Gaststätte an der Duisburger-/ Ecke Niebuhrstraße dienen heute ebenfalls als Gotteshaus

Das wohl augenfälligste Beispiel hierfür ist die Mevlana-Moschee an der Wasgenwaldstraße auf dem Tackenberg - die erste Moschee Oberhausens, die gleich als Moschee erbaut wurde, vom Oberhausener Architekten Gerhard Int-Veen. Nachdem der vormals dort ansässige, aber längst aufgegebene Supermarkt noch einige Zeit übergangsweise als Gemeindezentrum gedient hatte, wurde er Ende 2002 abgerissen, im April 2003 der Grundstein für die neue Moschee gelegt. Ende September 2005 öffnete die von rund 300 Familien getragene Gemeinde die Türen ihres neu gebauten geistlichen Zentrums und alle Interessierten waren eingeladen, einzutreten, sich umzusehen und

gemeinsam mit der islamischen Gemeinde zu feiern: „Wir wollen nicht isoliert sein als islamische Gemeinde. Wir sind einfach Tackenberg mit anderer Religion“, beschreibt Ercan Telli, Sprecher der Moschee, das Verhältnis zu den Nachbarn, das längst nicht mehr vom gegenseitigen kritischen Beäugen bestimmt ist. Inzwischen pflegt man - nicht nur auf dem Tackenberg - häufig gut nachbarschaftliche Kontakte zu christlichen Gemeinden und anderen Institutionen im Umfeld. „Mevlana-Moschee“ - den Namen hat man sich ganz bewusst gegeben: Er erinnert an den Gründer des Sufi-Ordens, der sagte „Komm - wer du auch bist“.



Der Boden in der Mevlana-Moschee ist mit einem Gebetsteppich ausgelegt, dessen Ornamente in Richtung Mekka weisen

Und ein Besuch lohnt sich allemal: Das Herzstück des Gebäudes mit der gelblichen Betonsteinfassade ist der etwa 200 Quadratmeter große Gebetsraum der Männer im Erdgeschoss: Blau-weiße Fliesen mit kunstvoller Blumenornamentik wurden dafür eigens aus der Türkei importiert. Sie zieren einen Großteil der Wände. Der Boden ist komplett mit einem Gebetsteppich ausgelegt, dessen Ornamente in Richtung der Gebetsnische, Richtung Mekka, weisen. Im Geschoss darüber liegt der etwas kleinere Gebetsraum der

Frauen, der auch als Versammlungsraum dienen kann, etwa für Seminare und Integrationskurse. Eine Teestube, Räume für die Jugend und eine Wohnung für den Imam komplettieren das Gemeindezentrum. Fast eine Million Euro habe das ganze Vorhaben gekostet, rechnet der Gemeindevorstand vor. Ein Quantensprung, gemessen an den dereinst zur Verfügung gestellten Gebetsräumen in Ledigenheimen: „Inzwischen hat sich ein richtiges islamisches Gemeindeleben etabliert“, bringt es Metin Senocak, Präsident des Dachverbandes deutsch-türkischer Vereine in Oberhausen, auf den Punkt. „Früher hatten wir keine Räumlichkeiten, keine oder allenfalls ehrenamtliche Hod-

schas (Gelehrte) und haben unsere Festgebete nicht selten in Sporthallen abgehalten.“ Der Rückblick von Yusuf Giraz, Vorsitzender des Migrationsrats, fällt ähnlich aus: „Die erste Generation kam fast nur zum Beten zusammen. Jetzt haben wir Moscheen, die zu Kulturzentren geworden sind“, sagt er nicht ohne Stolz auf das Erreichte. Und noch etwas ist beiden gleichermaßen wichtig: „Wir freuen und wahnsinnig, dass die deutschen Oberhausenerinnen und Oberhausener

sich spürbar mehr für den Islam interessieren.“ Am Anfang habe man viel Skepsis erfahren - wahrscheinlich genährt von beiden Seiten: „Die Generation unserer Eltern, die noch nicht die finanziellen Möglichkeiten hatte, sich etwas anderes als angemietete Hinterhofräume als Moscheen zu leisten, hat sich - auch wegen der sprachlichen Probleme - sicher auch noch etwas abgekapselt“, so Kacaoglu. Inzwischen sei das gegenseitige Verstehen, Verständnis und Vertrauen gewachsen, der Umgang miteinander selbstverständlicher geworden. Oder, wie es Ercan Telli formuliert: „Wir sind alle Oberhausener - nur eben mit verschiedenen Religionen.“

TIERWELT

Eine Arche Noah umspült von Grün

Von der Maus bis zum Elefanten findet dank der Tierpension Tipp jeder einen Platz

VON CHRISTIAN DUYF

Sonnenschein durchflutet die Fenster des Hauses mit der Nummer 22 an der Sanderstraße. Der Blick schweift in den Garten: Ein hübscher grüner Dschungel inmitten der dichten Großstadtbebauung. Das Radio ist eingeschaltet, Rockmusik folgt Nachrichten. Hier könnte man wohnen - wenn nicht überall diese riesigen Wände aus Sicherheitsglas anstelle normalen Mauerwerks wären.

In diesen Zimmern fühlt man sich beobachtet. Doch die Bewohner stört das nicht. Sie heißen Burgos, Micki oder Lucky und man darf bereits von einem stolzen Lebensalter sprechen, wenn sie gerade ihren zwölften Sommer erleben: Die Bewohner der Sanderstraße sind Tiere. Hunde, Katzen, Vögel, Kaninchen, Meerschweinchen oder Hamster zum Beispiel. Sie bleiben meist nicht länger als ein oder zwei Wochen.

Ihr Name, das Datum ihrer Ankunft und der Zeitpunkt ihrer Abholung sind mit Kreide auf Tafeln neben den Zimmereingängen festgehalten. Aufgeschrieben von Ulrich Busch, der zusammen mit Gerhard Wölki den menschlichen Anteil der kunterbunten Lebensgemeinschaft im Oberhausener Südosten stellt: Die beiden betreiben dort seit 2004 die Tierpension Tipp.



FOTOS: © STEFANIAK

Ob Kaninchen, Hamster oder Meerschweinchen: die Hotelgäste sind stets eine kunterbunte Lebensgemeinschaft

Tipp heißt laut Werbeflugblatt „Tiere in prima Pflege“. Ein hoher Anspruch, den die einzigen Oberhausener Hoteliers für Vierbeiner, Langohren und Flügelträger durch ein Verwöhnkonzept der besonderen Art verwirklichen.

Die deutsche Dogge Burgos hat es gemütlich in ihrem Zimmer. An einer Wand hängt das Bild eines unbekanntes Malers in Öl. Burgos verfügt über eine Matratze, der Blechnapf mit Wasser und Futter ist stets gefüllt. Na, wenn da Herrchen zu Hause mal kein Autoritätsproblem bekommt - wenn ein Meter Stockhöhe plötzlich einen Platz im Bett beansprucht.

Labrador Paul fühlt sich ebenso sichtlich wohl, wedelt fröhlich mit dem Schwanz, als der Besuch sein Zimmer betritt. Paul nennt einen Tisch, einen Stuhl und eine Aloe Vera-Pflanze sein Eigen.

Abbilder der heimatischen Wohnung eben. Es ist das Konzept von Gerhard Wölki und Ulrich Busch. „Dieses Haus ist ein Riesenvorteil. Hier ist es wie in der Wohnung zu Hause und das merken die Tiere auch. Viele andere Unterkünfte haben Zwingercha-

rakter. Da reagieren die Tiere mitunter verstört“, sagt Busch. Auch die Radiomusik ist kein Zufall: „Die Leute hören zu Hause eben Musik.“ Der Blick schweift weiter in eines der Katzenzimmer. Wenn man eine Katze wäre, hier würde man wohnen wollen: Riesige Kratzbäume, mit weichen Stoffen ausgestaffte Ecken als Rückzugsmöglichkeit zum ungestörten Schlaf und - na klar - Mobiliar: Regalwände und Liegestühle

klusive Volieren. Direkt neben der Werkstatt und dem Lackierraum. Womit auch angedeutet wäre, was sich in dem Haus früher befand. Da, wo heute aufgemalte Hundepfötchen den Weg zur Tierpension weisen, befand sich bis zum Jahr 2004 die Schreinerei Busch.

Inzwischen in dritter Generation. Seit 1905 wurde an der Sanderstraße geschreinert. Aus Traditionsbewusstsein erlernte der inzwischen 46-jährige Ulrich

Busch den Handwerksberuf und Traditionsbewusstsein war es auch, welches ihn nach dem Tod des Vaters noch zwölf Jahre lang weitermachen ließ. „Als die Zeiten dann aber schlechter wurden, fiel es mir irgendwann leichter, einen Strich zu ziehen“, erinnert sich Ulrich Busch an jene bewegte Monate.

Es war gleichsam eine innere Befreiung. Denn nun konnte Ulrich Busch endlich das machen, woran er schon als Kind Freude hatte: Sich mit Tieren beschäftigen. „Eigentlich wollte ich immer Tierarzt werden“, erinnert sich der 46-Jährige. Pfleger aller-

dings nicht: „Das hatte ich ja schon zu Hause.“ Mit Elf bekam der junge Ulrich weiße Mäuse, es folgten Meerschweinchen, Kaninchen, Hühner und Vögel. „Ich hatte immer Gründe, bei meinen Eltern weitere Tiere durchzusetzen“, erinnert sich Busch und schmunzelt: „Die Hühner setzte ich mit dem Argument frischer Eier durch. Weil Hühner aber Mäuse anlocken, brauchten wir Katzen. Tja und Meerschweinchen vertreiben Ratten.“ So ging es Stück für Stück weiter. Einzig der



Vom Schreiner zum Tier-Hotelier: Ulrich Busch betreibt mit seinem Partner Gerhard Wölki die Tierpension Tipp an der Sanderstraße

zum Beispiel. Ach wie schön, niemand schimpft, wenn man seine Krallen mal heimlich in das Regalholz schlägt.

Im Obergeschoss stehen 350 Quadratmeter Tierhotel bereit, im Erdgeschoss 400 Quadratmeter, in-



Hier fühlt man sich als Katze wohl: riesige Kratzbäume und weich ausgestaffierte Schlafplätze

Haustier-Klassiker Hund ließ lange auf sich warten: Erst mit 22 folgte ein Collie.

Für Ulrich Busch war die private Arche Noah die Voraussetzung für die späte Umschulung auf Tier-Hotelier. Weil er Kaninchen und Meerschweinchen züchtete, kannte er die Tierhändler der Umgebung. Eine ehemalige Freundin ist - wie passend - Tierärztin und ermutigte ihn, die keimende Idee einer Tierpension weiter auszuarbeiten. Künftige Tipps für diejenigen, die für die Urlaubszeit eine Unterkunft für ihre tierischen Freunde suchen inklusive, versteht sich. Ein nützliches Netzwerk. Um es auf den Punkt zu bringen: Das Umfeld stimmte. Hinzu kamen die schweren Herzens aufgegebenen Pläne der Studienzeit: Zusammen mit Gerhard Wölki hatte Ulrich Busch Architektur studiert, wollte zusammen mit ihm eine Bürogemeinschaft gründen. Dann starb Vater Busch und Sohn Ulrich ging in die Schreinerei. „Gerhard war schon immer ein Katzenfan. Als ich ihm von meinen Plänen erzählt habe, war er sofort Feuer und Flamme“, sagt Ulrich Busch. Geboren war die Arbeitsgemeinschaft, wenn auch ganz anders, als die beiden sich das während des Studiums hatten träumen lassen.

Die Arbeitsteilung heute: Der 46-jährige Gerhard Wölki ist für die Verwaltung zuständig. Buchhaltung, PC-Arbeiten, Erstellen von Flugblättern. Ulrich Busch liebt es tierisch. Die Hotelgäste wollen gefüttert, ihre Unterkünfte gereinigt werden und die Hunde brauchen zudem Auslauf.

Eine Vollzeit-Arbeit, schließlich langt die Kapazität der Tierpension Tipp für 80 Katzen, unzählige Kleintiere und diverse Hunde. Damit die Nachbarschaft von den Vierbeinern nicht belästigt wird, haben Busch und Wölki vorgebaut: Hinter Schallschutzglas darf nach Herzenslust gekläfft werden. Die ehemalige Nutzung als Produktionsort für Fenster zahlt sich aus: Auch die Maschinen machten früher Lärm und mussten abgeschirmt werden.

Ruhe hin oder her, Ausschlafen ist für Ulrich Busch höchstens im Winter drin. Nicht, weil dann wenig los wäre in der Pension, sondern weil die tierischen Bewohner eng nach dem Rhythmus der Natur leben. Im Winter ist die Nacht eben länger.

Im Umkehrschluss heißt das: Der Sommer ist Knochenarbeit. Arbeitstage, die um 6.30 Uhr beginnen und nicht vor 22.30 Uhr zu Ende gehen, sind keine Seltenheit. „Den Stundenlohn darf man sich dabei nicht ausrechnen. Ansonsten würde man es lieber lassen, zumal es auch kein Wochenende gibt“, sagt Ul-

rich Busch. Er schaut dabei nicht wirklich unzufrieden und bei der Frage nach Urlaub grinst er nur. „Das hier ist doch wie Urlaub. Ich muss jeden Tag mit den Hunden spazieren gehen und die Lage wäre dank des Gartens auch in einem Ferienort nicht grüner.“

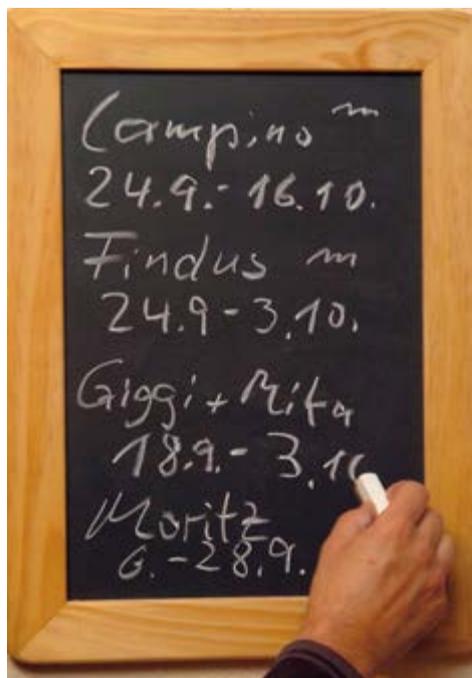
Ein persönliches Wunsch-Pflegetier leistet sich Ulrich Busch nicht. „Dass ich mich da noch nie festlegen wollte, sieht man ja an mir selbst. Jedes Tier hat seinen eigenen Reiz“, sagt er. Im Privatbesitz Buschs befinden sich 25 Hühner, sechs Enten, sechs Kaninchen, vier Katzen und zwei Hunde sowie sechs Fasane. Letztere sorgten in der Nachbarschaft übrigens schon für reichlich Verwirrung. „Die fliegen ja auch mal in andere Gärten. Anfangs haben die Nachbarn die gefangen und in den Kaisergarten gebracht, weil sie dachten, dass die dort ausgebüxt wären.“ Mittlerweile fängt niemand mehr die Fasane ein. Nur noch Spitznamen werden vergeben. Einer heißt „Arafat“ in Anlehnung an die Halstücher des verstorbenen Palästinenser-Präsidenten.

Ein Haustier, welches die Tierpension Tipp nicht adäquat zu pflegen versteht, scheint es jedenfalls nicht zu geben. Entsprechend selbstbewusst ist auch die Werbung: Von der Maus bis zum Elefanten werde jeder versorgt. Wobei, zugegeben, Großtiere an einen Hof in Schermbeck und nach Düsseldorf weitervermittelt werden. Allzu abwegig ist der Gedanke, Zirkustiere bei Tipp unterzubringen, freilich nicht: Der erste Pension-Gast war niemand geringeres als die Ente Daisy des Zirkus Roncalli. Die gab der Zirkus über den Winter an der Sanderstraße in Pflege und - wie das Leben so spielt - Daisy fand einen vorbeiziehenden Gänse-rich. Fleißig brütete die werdende Gänsemutter ihren Nachwuchs aus. Roncalli ließ sie gewähren: Mutter-schutz, Erziehungsurlaub. Der Zirkus stieg auf eine Taubenummer um, Daisy wurde der Pension ge-

schenkt - der erste Gast blieb auf Dauer. Logisch, eine Ausnahme. Schließlich wollen die Meisten ihr Tier nach Ende des Urlaubs wieder in die eigene Familie aufnehmen. Zu Verwechslungen ist es dabei noch nie gekommen - auch wenn Ulrich Busch anfangs so seine Mühe hatte, sich die ständig wechselnden Namen zu merken. „Aber dafür gibt es ja die Tafeln und mittlerweile bin ich im Training. Außerdem hat noch jeder sein Tier wieder erkannt“, sagt Busch.

Bei manchen ist das freilich auch keine Kunst: Die Tierpension erfüllt auch Sonderwünsche. Wie den der Besitzerin von Hexe zum Beispiel. Da Hexe eine reinrassige Katze ist, legt die Tierhalterin Wert auf eine Unterbringung im Einzelzimmer und auf exquisite

Nahrung. Trockenfutter ist verpönt. Gekochte Hähnchenmägen und Leber sind Hexes Leibspeise. Frauchen hat sie eigens vorgekocht. Solch eine Unterbringung kostet extra: Eine Katze ist im Gruppenraum für 8,50 Euro am Tag zu versorgen, das Einzelzimmer kostet 10,50 Euro. Es ist der gleiche Preis, den auch ein Hund in Tagespflege in Anspruch nimmt. „Wenn die Besitzer voll berufstätig sind, lässt sich das oft gar nicht anders realisieren. Insbesondere wenn der Hund schlecht allein sein kann“, erklärt Busch die Motive für die Aufnahme von Dauergästen. Auch fremde Sprachen scheinen kein Versorgungs-Hinder-



Mit Kreide auf Tafeln neben den Zimmer-eingängen festgehalten: Datum der An-kunft und Zeitpunkt der Abholung

nis darzustellen. In einem der Zimmer stellt Ulrich Busch einen seiner „Sonderfälle“ vor. „Das ist Lilly und sie lebt normalerweise bei einer russischen Familie.“ Dann lacht er. „Sie scheint aber auch Deutsch zu verstehen.“ Wenn es doch unter Menschen auch immer so einfach wäre...

NACHBARSCHAFT

Ein Haus mit 269 Zimmern

Die Essener Villa Hügel ist eine Vision aus Stein und Tradition

VON JASMIN FISCHER

Am Baldeneysee, über dem Ruhrtal, liegt die prächtigste Villa des Reviers: Wie kaum ein anderes Bauwerk in der Essener Stadtlandschaft erzählt die Villa Hügel vom rasanten Zeitalter der Schwerindustrie im Ruhrgebiet und von der Familie Krupp, der schillerndsten und bewegtesten Industrie-Dynastie Nordrhein-Westfalens. Mit ihren weißen Mauern ist die Villa die zu Sandstein gewordene Idee von Alfred Krupp, ihres Erbauers und trotzigem Visionärs.

Alfred Krupp war erst 14 Jahre alt, als sein Vater starb und dessen einigermaßen hoch verschuldete Gusstahlfabrik 1826 an den Jungen und seine Mutter fiel. Ihr kleines Häuschen lag direkt an dem dampfenden, hämmernden Werk. Fast 20 Jahre lebten Mutter, Sohn und Geschwister in der lärmenden Enge; eine Zeit, in der der junge Krupp stur und verbissen unter der Last der Verantwortung die Geschäfte vorangetrieben haben muss - bis 1849/50. Da begann die Expansion des Werkes, und in den folgenden 30 Jahren würde Alfred Krupp nicht mehr als eine Erinnerung von diesem gedrängten Leben in der Puppenstube mit auf den Weg nach oben nehmen.



FOTOS (B-J) JOFFEK

Die Villa Hügel in Essen-Bredeney: Hinter weißen Mauern aus französischem Sandstein verbergen sich 269 Zimmer

Hinter den weißen Mauern aus französischem Sandstein verbergen sich 269 Zimmer und 8100 Quadratmeter Wohn- und Nutzfläche. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges kümmerten sich in der Villa Hügel 648 Menschen um das Wohl und die Geschäfte einer einzigen Familie. Heute sind nur die wenigsten Räume noch für die Öffentlichkeit begehbar. Eine Großküche mit Warmhaltefächern für Speisen, ein Swimming-Pool im Keller, begehbare Einbauschränke, Mischbatterien - kurzum: alle Avantgarde-Spielereien der Krupps, die fast ausnahmslos technische Trendsetter waren - bleiben neugierigen Gästen verschlossen. Die Grandeur des goldenen Industriezeitalters kann jedoch an Eingangshallen, Lichthöfen und am Gartensaal erspürt werden.

Die Frau, die Alfred Krupp 1853 heiratet, ist eine blasse Schönheit mit großen, wasserblauen Augen und



ernster Miene. Zwischen ihm und Bertha liegen zwanzig Jahre Altersunterschied. Sie verlässt für Alfred Krupp ihr heimisches Köln und zieht in das hässliche, verschmutzte Essen. Glücklicherweise ist sie nicht. Krupps Fabrikhammer lassen ihr Porzellan im Schrank schep-
pern.

Der Weg zur Villa führt durch 28 Hektar Park, egal ob man mit dem Auto zuerst Portier und Tor passiert oder am Bahnhof „Hügel“ aussteigt. Schließlich durchquert der Besucher eine Säulenvorfahrt am holzgetäfelten Eingang und steht im dämmrigen Licht einer Halle in atemberaubender Dimension. Von den Wänden schauen überlebensgroße Familienporträts herab.

Alfred Krupp war schlau und hatte einen sicheren Instinkt. Er kannte den Wert seiner Visionen, bevor andere auch nur eine leise Ahnung hatten. 1851 stellte er auf der Weltausstellung seine erste Kanone aus Gussstahl vor. Das Interesse war gering, und der spätere „Kanonenkönig“ musste erst einmal weiter seine nahtlosen Radreifen für den Schienenverkehr verkaufen. Viele Jahre später dreht sich der Wind: 1870 gewinnt Preußen den Krieg gegen Frankreich, nachdem die Kruppgeschütze aus Essen auch zum Sieg im deutsch-dänischen Krieg geführt hatten. Mit ihrer doppelten Reichweite sind die Stahlwaffen allen herkömmlichen überlegen. Doch Krupp profitiert auch von der Industrialisierung, vom Boom der Eisenbahn. Nach ewig harten Jahren erntet er nun grandiose Erfolge. Da ist

Der Gartensaal im Erdgeschoss: mintgrün und gold, mit cremefarbenem Deckenstück und deckenhohen Fenstern

der Industriepatriarch bereits 48 Jahre alt, und seine Zeit wird knapp.

Die Villa Hügel ist schön, aber sie ist kein verspieltes Schloss. Es ist ein gradliniger Bau, dessen Stärke nicht etwa architektonische Raffinesse ist. Die wenigen öffentlichen Räume durchweht ein Pragmatismus, ein höchst industrieller Charme. Die Bibliothek ziert Sombarts „Der moderne Kapitalismus“ in der Zweiten Auflage. Statt Ornamenten und teuren Accessoires überwältigt den Besucher ein großzügiges Raumgefühl. Am heitersten erscheint der Gartensaal im Erdgeschoss: mintgrün und gold, mit cremefarbenem Deckenstück, Spiegeln und deckenhohen Fenstern. Die Leuchten wiederum sind so massiv und schnörkellos, dass sie auch in einer Fabrik Platz hätten.

Bequem und funktional hatte sich Alfred Krupp die Villa vorgestellt. Architekten misstraute er, sich selber traute er dafür umso mehr zu. Er fertigte persönlich Skizzen und Entwürfe für seinen Wunschtraum an; verschliss aber gleichzeitig mit seinem Eigensinn und mörderischen Tempo eine ganze Hand voll Architekten. Das Haus sollte immerhin Refugium werden für Bertha und den einzigen Sohn Friedrich Alfred; für ihn, den Erbauer, ein Alterssitz, in dem nichts an den Lärm und Schmutz des Gussstahlwerkes erinnern

würde. In den repräsentativen Räumen sollten sich die immer prominenteren Gäste der Krupps beim Domino, Billard oder Musikhören vergnügen. Auch Krupps Panik vor Infektionen, Seuchen und Feuer baute mit: Der Industriearon tüftelt eine komplexe Heizungs- und Belüftungsanlage aus, dazu Strom- und Wasserversorgung sowie Toilettenspülung. Der Rest seiner „Wohnfabrik“ besteht aus nicht-brennbarem Stein, Stahl und Glas. Nach nur drei Jahren Bauzeit ziehen die Krupps 1873 in die fertige Villa Hügel.

und klassischer Nasenform - lockern die schwere Statik der Halle auf.

Alfred Krupp war ein großer, schlanker Mann mit weißem Wangenbart. Ein industrieller Patriarch, der Mitarbeiter wie sein Eigentum behandelte - besitzergreifend, aber gut. Die „Kruppianer“ waren krankensichert und wohnten in modernen Werkwohnungen. Waren sie der Firma lebenslang treu, bekamen sie sogar eine Rente - lange bevor Otto von Bismarck einige Ideen aus dem Fürsorgesystem des alten Krupp



Die Obere Halle in der ersten Etage besitzt gar keine Fenster, dafür eine lichte, raumüberspannende Beldere-Dachkonstruktion. Heute finden hier Musikveranstaltungen statt. Alte Schwarzweiß-Bilder von 1900 zeigen die Obere Halle als eine Art Salon. Die in der Villa stets präsenten Gobelinteppeiche an den Wänden tauchen auch auf historischen Aufnahmen auf, dazu schwere, dunkle Möbel, große Pflanzen. Wer weiß, ob sich Friedrich Alfred, das einzige Kind der Krupps, das in einer Etage darüber lange Zeit seine Junggesellenzimmer hatte, wohl fühlte. Nur die Türgriffe - in Form nackter Frauenkörper mit angedeuteten Flügeln

Der Weg zur Villa Hügel, dem ehemaligen Wohnhaus der Industriellen-Familie Krupp, führt durch 28 Hektar Park

übernahm. Dafür erwartete der Fabrikherr allerdings auch gute Arbeit, Treue und Verschwiegenheit von seinen Mitarbeitern.

In einer kleinen Ausstellung in der Villa Hügel findet sich ein Brief Alfred Krupps, in dem er sich für einen Kuraufenthalt einer seiner Diener einsetzt. „Ich will diese Reparatur auf mich nehmen“, schreibt er darin, ganz so, als würde es sich um Ersatzteile und nicht um einen Menschen handeln. An anderer Stelle

sucht er einen Hausmusiker, „fein, gewandt, ohne Zwang“. Er muss tausende solcher Briefe und Memos verfasst haben. Im modernen Management-Jargon wäre Alfred Krupp wohl nicht nur als Workaholic zu bezeichnen, sondern auch als Kontroll-Freak. 1882 legt er beispielsweise in einer Hausordnung detailliert fest, welche Pflichten er vom Personal erwartet. Für den Portier gab er an, dass er morgens um 5.30 Uhr das gesamte Dienstpersonal wecken soll. Die Vil-

zug in die Villa Hügel verlässt Bertha Krupp ihren Mann und zieht nach Leipzig. Ihr Mann stirbt fünf Jahre später an einem Herzinfarkt. Bertha kehrt zurück in seinen Traum einer Villa - und stirbt dort nur ein Jahr nach ihm.

Über der zweiten Etage befanden sich einst die Angestelltenzimmer; Männer schliefen auf der Nordseite, Frauen auf der Südseite. Waren Alfred und Bertha Krupp noch mit 66 Bediensteten ausgekommen,



la Hügel - einst ein Uhrwerk der Effizienz. Vierzehn Jahre lang nach seinem Einzug hätte sich Alfred Krupp noch an diesem monumentalen Ruhesitz erfreuen können bevor er 1887 starb. Selbst seinen großen Traum von einem echten Wald um sein Anwesen machte er noch zu Lebzeiten wahr, indem er hundert alte Bäume ausgraben ließ und in seinen weitläufigen Park verpflanzte. Für den passionierten Reiter schien so jedes Hindernis nur eine leicht lösbare Herausforderung. Für seine Mitmenschen allerdings muss Krupp mit seinem (brillanten) Dickschädel oft schwer erträglich gewesen sein. Neun Jahre nach ihrem Um-

Von nüchterner Eleganz: das sogenannte „Kaiserzimmer“, eigentlich der Englische Salon

benötigte der Sohn Friedrich Alfred im Jahr 1902 schon 570 Mitarbeiter, um die Villa Hügel und seine vielen Wirtschaftsbetriebe in Gang zu halten.

Die Waffenschmiede Krupp war auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts unverzichtbar zur Durchsetzung politischer Ziele. Könige und Kaiser pflegten die Krupps in ihrer Villa häufig zu besuchen.

Mit dem Sonnenlicht fällt eine Leichtigkeit in die stillen Räume der ersten Etage. Hier steht ein zierli-

cher Flügel aus Zitronenholz furniert, und wie die hohen Gäste von einst genießen Besucher auch heute einen fabelhaften Blick auf das malerische Ruhrtal.

Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg machte das ehemalige Gussstahlwerk endgültig zu einem riesigen Konzern. Unter Friedrich Alfred Krupp wuchs die Firma auf 47 000 Mitarbeiter an. Was seinem Vater Genugtuung verschafft hätte, lässt den Junior ziemlich kalt. Die Winter verbringt er am liebsten auf Capri, denn seine Leidenschaft gehört nicht dem Stahl, sondern der Tiefseeforschung. Die damalige Modediagnose „Neurasthenie“ - er litt wohl an Asthma, Kreislaufstörungen und Depressionen - verschaffte ihm gute Gründe, seine Zeit in Italien zu erleben. Dort schien der eigentliche Bonvivant, der so anders als sein Vater war, froh, der pompösen, dämmrigen Villa zu entkommen. In einer Grotte über dem Meer ließ er sich spartanisch einrichten, empfing dort Freunde. Die verschlungene „Via Krupp“ führt noch heute auf Capri von dieser Grotte zum Meer. Die Insel hat den Essener außerdem zum Ehrenbürger gemacht.

Ihm, Friedrich Alfred, dem Fabrikanten wider Willen und Ästheten von Herz, sind einige teure Bilder und exotische Möbel zu verdanken, die er für die Villa einkaufte. Außerdem ein wenig Lebhaftigkeit: Der Villa verschaffte er Tennisplätze und sogar eine Kegelbahn. 1900 peppt er die Decken und Eisensäulen mit Art-Nouveau-Stuck auf, baut seinen beiden Mädchen verspielte Quartiere und ein „Spatzenhaus“, eine Miniatur-Villa, im Hügel-Park. Zwei Jahre später stirbt er mit nur 48 Jahren, kurz nachdem er Opfer einer Hetzkampagne gegen seine angebliche Homosexualität wird. Die offizielle Todesursache lautet Gehirnschlag.

Durch den frühen Tod ihres Vaters wird seine Tochter Bertha mit nur 16 Jahren Erbin eines Weltunternehmens. Sie heiratet später Gustav von Bohlen und Halbach, und die Villa wird bis zum Zweiten Weltkrieg Zuhause für eine junge Familie mit sieben Kindern. Zum letzten Mal profitiert die Industrie-Dynastie vom Krieg. Gustav von Bohlen und Halbach und sein Sohn Alfred werden Wehrwirtschaftsführer, beschäftigen tausende Zwangsarbeiter in ihren Fabriken. Wie auch mächtige Männer zuvor, so besucht nun auch Adolf Hitler gern die Villa am Baldeneysee. Doch die Kriegsgewinne werden von den Kriegskosten zunichte ge-

macht: 1943 bombardieren die Alliierten Krupps Werke; was die Bombardements überlebt, wird zum Teil demontiert. Bertha verliert zwei Söhne im Krieg.

In die Villa Hügel zieht nach Kriegsende die Kohlenkontrollkommission der Alliierten. Heute übernimmt die Kunst alle Jahre wieder die Herrschaft am Hügel. Bedeutende Ausstellungen locken dann hunderttausende Revierbürger und Gäste aus der Ferne auf das alte Anwesen. Doch auch in ausstellungsfrei-



Die „Kulturstiftung Ruhr“ organisiert in der Villa Hügel bedeutende Kunstausstellungen

en Jahren besuchen zwischen 60 000 und 80 000 Menschen die Villa Hügel, die dem Ruhrgebiet so wichtige Kulturimpulse gibt. Organisiert werden die Kunstausstellungen von der „Kulturstiftung Ruhr“, die nun ihren Sitz in der Villa Hügel hat. Das gesamte Vermögen des letzten persönlichen Inhabers der Firma „Fried. Krupp“, Alfred Krupp von Bohlen und Halbach, ist in die Alfred Krupp von Bohlen und Halbach Stiftung übergegangen. Sie unterstützt weltweit Projekte in Forschung, Literatur, Musik und bildender Kunst. Mittlerweile ist die Villa Hügel als Höhepunkt der „Route der Industriekultur“ selbst zu einem renommierten Kunstobjekt geworden.

SPORT

Australischer Flossenschwimmer tauchte tief – ins Nachtleben

Oberhausen gehörte zu den Gastgebern der World Games

VON GUSTAV WENTZ

Wenn Sportler und Sportliebhaber einen Traum haben, dann ist es zuerst der von Olympischen Spielen - am liebsten in der Heimat. Dieser Traum war in unserer Region schon vor über zwei Jahren geplatzt, als Leipzig im nationalen Wettbewerb die Kandidatenrolle für die Spiele 2012 erhielt, weit vor der Rhein-Ruhr-Region. Das war der Name, den sich die Städte des Ruhrgebietes und Düsseldorf erdacht hatten. Es gab einen „Olympischen Tag“ mit vielen schönen Ereignissen, aber es gab schließlich keinen Zuschlag. Es muss weiter geträumt werden, und die Reichweite der eher illusorisch wirkenden Hoffnungen langt mittlerweile schon bis in die späten 20er Jahre unseres Jahrhunderts...

Aber: Jahre zuvor hatte die Nachbarstadt Duisburg den Zuschlag für die World Games erhalten. Hinter dem anspruchsvollen Titel „Weltspiele“ verbergen sich die zahlreichen Sportarten, die nicht zur olympischen Familie zählen, der sie zum Teil aber sehr gern angehörten. „Das ist die zweite Liga im Weltsport“, umschrieben selbst die führenden Frauen und Män-



FOTOS: © JOPEK

Beim Indoor Trial hatten die motorisierten Zweirad-Artisten in der König-Pilsener-Arena einen höllisch schweren Kurs zu bewältigen

ner der entsprechenden Weltorganisation „ihre“ Spiele, die im vierjährigen Sommer-Olympia-Rhythmus, aber immer ein Jahr nach den „richtigen“ Spielen stattfinden. Duisburg also hatte sich zu Beginn des dritten Jahrtausends schon vorgestellt und war ausgewählt worden - nicht allein, die Duisburger nahmen nämlich ihre Nachbarn aus Bottrop, Mülheim und Oberhausen mit ins Boot.

Das vorweg: Das Boot war von Anfang an schwierig zu steuern, auf Kurs zu halten. Die Zustimmung war zwar einhellig, doch weltweit wirken sollende Sportveranstaltungen verschlingen Geld. Je näher der Termin - ausgerechnet mitten in den Sommerferien 2005 - rückte, desto größer wurde die Aufregung, desto dramatischer stellten sich Finanzierungslücken dar. Kein Wunder, dass vor allem die an der Ausrichtung mitbeteiligten Städte von Monat zu Monat aufmerksamer auf die Kassenlage blickten. Auch Oberhausen war alles andere als erfreut, als es plötzlich hieß, die städtische Beteiligung an möglich werdenden Defiziten müsste drastisch erhöht werden. Die Politik schaltete sich stärker ein als zuvor, zumal immer offensichtlicher wurde, dass Duisburg mehr oder minder



Einzige Oberhausener Athletin war die für den USC Duisburg startende Karatekämpferin Kora Knühmann (r.), die in der Klasse bis 53 kg die Bronzemedaille gewann

allein den Rahm abschöpfen wollte, die mitbeteiligten Nachbarn eher nachlässig erwähnte, bei vielen - vor allem stadtwerbenden - Dingen am liebsten außen vor ließ.

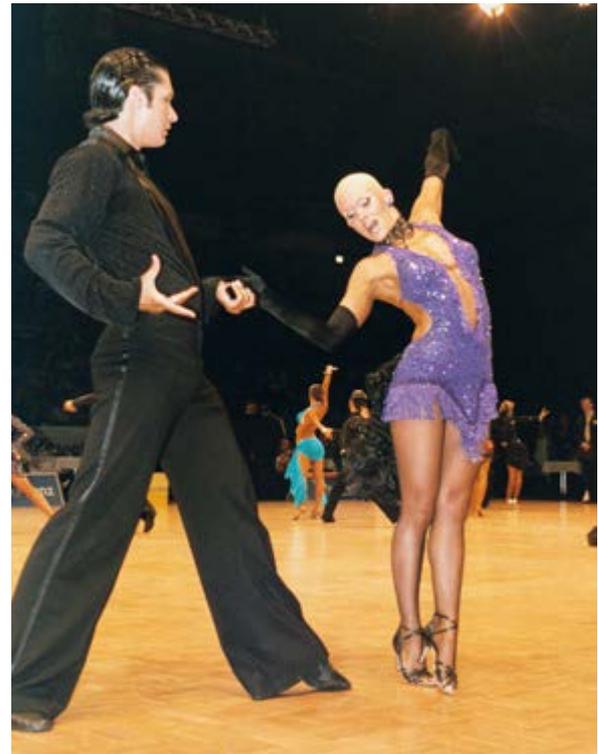
Stichwort Stadtwerbung übrigens: So furchtbar toll kann sie nicht gefruchtet haben, denn ausgerechnet das Regionalfernsehen begann einen Live-Beitrag aus der Oberhausener Arena mit dem „großartigen“ Satz: „Bei den World Games hier in Essen“... Und noch mal kurz zu den Finanzen: Der buchhalterische Abschluss der World Games lag bei Drucklegung dieses Buches im November 2005 noch nicht vor...

Sei's drum: Die Weltspiele waren da, und sie hatten zwar nicht das, was ein kühn und forsch formulierender Journalist eher flehend beschrieben hatte: „Die Welt blickt auf Duisburg“, aber Teilnehmer und Beobachter hatten ihren Spaß - auch in Oberhausen. In unserer Stadt zwischen Ruhr und Rotbach hatten die Organisatoren mit der Arena im jüngsten Oberhausener Stadtteil Neue Mitte einen attraktiven Standort für zwei attraktive Konkurrenzen gewählt: Tanzen und Indoor Trial.

Tanzen: Bekannt! Indoor Trial? Da mühen sich Motorradfahrer über teils mehrere Meter hohe Hindernisse und Barrieren, haben in vorgeschriebener Zeit und mit möglichst wenigen Fehlern einen nicht höllisch schnellen, aber höllisch schweren Kurs zu bewältigen. Die ausgeklügelten Hindernisse, deren Na-

men nur einer minimal kleinen Fachwelt geläufig sind und die wir an dieser Stelle gar nicht erst nennen wollen, kamen von Spezialisten aus Dortmund und dem benachbarten Sauerland und taten das, was sie sollten: Sie stellten die Fahrer aus über 20 Nationen vor Probleme. Um es kurz zu machen - niemand verletzte sich, alle schafften mehr oder weniger bravourös die gestellte Aufgabe und nötigten dem Laien eine Menge Respekt ab. Ob Indoor Trial, selbst bei den World Games nur als Demonstrationswettbewerb zugelassen, je den Sprung in die „zweite Liga“ schaffen wird, darf bezweifelt werden. Auch der Publikumszuspruch hielt sich arg in Grenzen.

Eine knappe Woche vor den motorisierten Zweirad-Artisten sollte mit den Tanzwettbewerben in drei Disziplinen (Standard, Latein, Rock'n'Roll) ein Highlight der Weltspiele gezündet werden. Es war ein Highlight, aber es verfehlte klar die überhöhten Publikuserwartungen. Mit an beiden Abenden ausver-



Die in Oberhausen stattgefundenen Tanzwettbewerbe in den Disziplinen Standard, Latein und Rock`n Roll waren ein Highlight der Weltspiele



Ein farbenfrohes Bild: die stimmungsvolle Eröffnungsfeier der World Games 2005 im neuen Duisburger Wedau-Stadion

kaufte Halle hatten die Organisatoren im Vorfeld gerechnet, doch je näher der Termin rückte, desto länger wurden die Gesichter. Pro Veranstaltungstag wurden nur wenig mehr als 2000 Zuschauer gezählt - die allerdings bereuten ihr Kommen nicht. Von wenigen Ausnahmen abgesehen (und die Ausnahmen hatten zu tun mit den strengen Nominierungskriterien der nationalen Fachverbände), tummelte sich in der Tat die Weltspitze dieser ebenso anstrengenden und schwierigen wie ästhetischen und schönen Sportart auf dem in der Arena verlegten Tanzboden (der von den Mannschafts-Turniertänzern aus Velbert zur Verfügung gestellt worden war). Schöne Menschen aus aller Welt gaben sich ein schweißtreibendes Stelldichein bei superhohen Außentemperaturen. Und dabei warben sie mit geschliffener Eleganz, anmutiger Bewegung und höchster Konzentration um die Gunst der Juroren. Wer da antrat, war ein Sieger.

Einzige Oberhausener Athletin bei den World Games war die 21-jährige Kora Knühmann. Die für den USC Duisburg startende Karatekämpferin gewann in der Klasse bis 53 kg die Bronzemedaille. Nachdem sie wenige Wochen vor den Wettkämpfen in der „Kraftzentrale“ des Landschaftsparks Duisburg-Nord noch Europameisterin geworden war, galt sie als eine der heißen Favoritinnen auf die Goldmedaille. Im Halbfinale unterlag sie nach großartigem Kampf einer Japanerin, die später die Silbermedaille holte. Ge-

knickt war die Alstadenerin dennoch nicht, zumal sie schon bei der stimmungsvollen Eröffnungsfeier einen großen Auftritt hatte: Da trug sie die Fahne der International World Games Association in die Duisburger Arena.

Schön auch für Oberhausen: Die Tanzsportler wohnten hier und auch die Indoor-Aktiven, und nicht nur sie: Manches Hotel war gebucht worden von Sportlern, die etwa beim Orientierungslauf im nahen Bottrop den rechten Weg finden mussten. Bei ihnen hätte sich vielleicht auch der australische Flossenschwimmer erkundigen sollen, der am Abend vor seinem (in Duisburg stattfindenden) Wettkampf noch zu einem kleinen Zug um die Häuser aufgebrochen war - und



Mit geschliffener Eleganz, anmutiger Bewegung und höchster Konzentration warben die Tanzsportler um die Gunst der Juroren

verschwunden blieb. Seine Kollegen fuhrten morgens ohne ihn von Oberhausen-City nach Duisburg, der Flossenschwimmer tauchte erst sehr viel später auf, soll aber viel, viel später bekannt haben, dass Oberhausens Nachtleben auch schön war.

KULTUR

Gebt uns Musik

Die Familie Weinsheimer lebt seit Generationen ein Leben nach Noten

VON MICHAEL SCHMITZ

Vielleicht ist sie eine der schönsten Weisen der neueren Musik, eine Volksweise an der Schwelle des 20. zum 21. Jahrhundert. Von ihrer wunderbaren Gültigkeit hat die Hymne auf das wohl genialste Genre der Kunst an Aktualität nichts eingebüßt, und sie blickt auch auf die Geschichte zurück. Reinhard Mey lässt als Schüler die Schule sausen und den 10-Platten-Wechsler für eine einzige Melodie immer wieder kreisen, heult in der Frühmaschine zwischen Frankfurt und Berlin auf sein Frühstückstablett und huldigt Manni, der am Hotel-Klavier in die Tasten greift: „Gib mir Musik.“ Man sollte meinen, der Liedermacher hat so etwas wie eine Artverwandtschaft mit der Familie Weinsheimer. Eine Oberhausener Familie, deren Leben, mit noch weniger Abstrichen, die Musik ist.

Ganz schnell. Telegramm: Rudolf Weinsheimer war Cellist bei den Berliner Philharmonikern, hat unter Karajan mit dem Bogen die Saiten gestreichelt ebenso wie unter Claudio Abbado oder Karl Böhm, Bruder Peter spielt Klarinette im Ev. Blasorchester Oberhausen, dessen Sohn Robert ist ein hoch qualifizierter Pianist, der zurzeit Pünktchen und Anton auf der Bühne des Theaters begleitet. Der Vater war Solo-Bratschist am



FOTO: STERNIAK

Rudolf Weinsheimer (l.) war Cellist bei den Berliner Philharmonikern, Bruder Peter spielt Klarinette im Ev. Blasorchester Oberhausen

Hessischen Staatstheater in Wiesbaden, kam 1947 nach Oberhausen.

Rudolf Weinsheimer macht keinen Hehl, es war nicht einfach für den Vater, entnazifiziert zu werden. Er spielt nach dem Krieg in Circussen und als die Engländer einen Bratschisten für den Rundfunk suchen, kommt er nach Sterkrade, Wilhelmstraße 5, ein Zimmer, zwei Stahlbetten. Sohn Rudolf ist in Ehingen an der Donau am Gymnasium, mit acht schon hatte er mit dem Cello angefangen, jeden Tag muss er eine Stunde üben, der Vater ist streng: „Wenn du es nicht gern machst, dann machst du es eben ungerne.“ Paral-

lel Gymnasium. Er ist allein in dieser Stadt. Eines Tages erhält er aus Sterkrade eine Karte vom Vater, dass man hier einen Cellisten suche, Rudolf Weinsheimer kommt nach Oberhausen, spielt vor, am 1. Februar 1947, 16 Jahre jung, bekommt er einen Vertrag, 150 Reichsmark und drei Mark für Abstecher. Er übt viel in der kleinen Wohnung, der Nachbar, ein Polier, brüllt ihn an: „Hör auf, du Schwein.“

1948 beginnt Rudolf Weinsheimer ein Studium an der Folkwang-Hochschule in Essen, er gibt Cello-Abende im Oberhausener Rathaus, der damalige WAZ-Musikkritiker Klaus Kirchberg schreibt über ihn. Er bekommt ein Ruggieri-Cello geschenkt, das er heute noch hat, spielt im städtischen Jugendorchester ebenso wie als Solo-Cellist im Werksorchester der Ruhrchemie. Nie muss er sich einer Prüfung, einem Wettbewerb stellen.



FOTO: PRIVAT

Für die Aufführung der Operette „Zigeunerliebe“ gründete Vater Jacob (Bildmitte) Anfang der 70er Jahre ein eigenes Orchester aus Mitgliedern der katholischen Ehe- und Elternschule Oberhausen

Verlag leiht ihm den Frack. Dann einmal, nachts während einer Heimfahrt, wollen die Kollegen von der Cello-Gruppe den jungen Musiker provozieren, die Berliner Philharmoniker suchten einen Cellisten, „das wäre doch was für dich“. Rudolf Weinsheimer ärgert sich über den hämischen Ton, aber nach dem Buch „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“ bewirbt er sich handschriftlich nach Berlin. Im November 1955 erhält er eine Rückantwort, seine Zimmerwirtin bringt ihm weinend den Brief: „Sie verlassen uns?“ Er wird für Juni 1956 zum Vorspiel in Berlin geladen.

Von seinem Hausarzt lässt er sich krankschreiben, „akute Gallenreizung“, die Herforder merken die List nicht, 10 Stunden täglich übt Weinsheimer fürs Vorspiel, Haydn-Konzert, Boccherini. Seine Wirtin erhebt er zum Karajan, die ihn jeden Abend eineinhalb Stunden abhören muss: „Dann muss ich mir vorher einen Kaffee machen.“

Niemandem sagt er, dass er nach Berlin fährt, tut er auch nicht, zum ersten Mal in seinem Leben fliegt Rudolf Weinsheimer. Der 1. Juni 1956 kommt, 14 Cellisten sind zum Vorspiel geladen, ins Evangelische Gemeindehaus in Berlin-Dahlem, „einer besser als der andere“. Der Orchestervorstand begrüßt die Kontrahenten, dann geht's ans Vorspiel. Als Rudolf Weinsheimer an der Reihe ist, geschieht ein kleines Wunder, nebenan ist die Kantine und von dort zieht Kaffeeduft in den Vorspielraum: „Ich roch das und plötzlich sah ich nicht mehr Karajan, sondern meine Wirtin.“ Er spielt zu Ende und kommt mit drei anderen Cellisten in die engere Wahl, Brahms, Strauss, Verdi-Requiem. Alle vier werden anschließend rein gebeten, stehen in einer Reihe vor dem Orchestervorstand, der sagt: „Vielen Dank.“ Eigentlich will Rudolf Weinsheimer da schon gehen, und dann kommen Worte, die er bis heute, fast 75 Jahre jung, nicht vergessen hat: „Herr Weinsheimer, die Wahl des Orchesters fiel einstimmig auf Sie.“ Ihm kommen die Tränen, er schreibt einen Brief an seinen Vater: „Ich kann es nicht glauben, dass ich am 1. Dezember bei den Berliner Philharmonikern anfang.“

Die erste Reise mit dem Orchester geht nach Japan, ein folgenreiches Erlebnis. Nicht nur privat, weil er sich in die Tochter des Präsidenten der Deutsch-Japanischen Gesellschaft verknallt, die er heiraten und mit der er vier Kinder haben wird. Es ist auch der

1954 schließlich sucht die Nordwestdeutsche Philharmonie Herford einen Solo-Cellisten, am 8. Mai des Jahres fängt Rudolf Weinsheimer dort an, spielt im Essener Saalbau unter Yehudi Menuhin, der Girardet-

frühere Grundstein, auf dem später, 1997, das legendäre Ensemble der 12 Cellisten der Berliner Philharmoniker das Fest der 1000 Celli im japanischen Kobe begründen wird, zunächst als Benefizkonzert nach dem furchtbaren Erdbeben in der Metropole, seither eine Tradition und in der Musikwelt wohl einmalige Veranstaltung.

Rudolf Weinsheimer ist eh nie „nur“ Musiker, immer auch Gestalter, Kreativitätswunder, wenn es um neue Wege geht. Die 12 Cellisten etwa sind zunächst eigentlich nur vier, mit denen Rudolf Weinsheimer an seinem 35. Geburtstag spielt. Das wiederum begeistert seinen Schwiegervater, der ein Konzert in der Okuma Hall der japanischen Waseda-Universität anregt. Da die Berliner 1966 eh ihre zweite Japan-Tournee unternehmen, spielt das Quartett, und begeistert die Japaner. In Salzburg bei den Osterfest-



FOTO: PRIVAT

Wurde von der früheren Oberbürgermeisterin Luise Albertz und dem damaligen Oberhausener Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann für seine musikalischen Verdienste geehrt: Jacob Weinsheimer (l.)

spielen müssen sie erneut auftreten und dann wird einfach nur gefragt: „Sie sind bei den Philharmonikern doch 12 Cellisten?“ Die treten 1974 zum ersten Mal auf und bringen gar Karajan aus der Fassung. Ein solches Klangerlebnis, ohne dass er am Pult stehen muss, der Maestro mag's nicht glauben.

40 Jahre dient Weinsheimer im Cello der Berliner, deren Orchestervorstand er von 1976 bis 1984 auch

ist, der Musik. Er erlebt die Zeit und den vorausgehenden Zoff mit Sabine Mayer, spielt unter dem Dirigat von Rostropovitch, freut sich, dass seine Kinder einen „anständigen“ Beruf haben, übt täglich noch zwei Stunden, konzertiert nach wie vor, kümmert sich um musikalischen Nachwuchs, ist inzwischen Ehrenpräsident des Waseda-Orchesters.

Nein, eine Solisten-Karriere hat der überzeugte Orchester-Musiker nie angestrebt: „Wer schafft das schon? Jeder will das, aber dazu muss man geboren sein und seine Grenzen kennen. Außerdem gibt der Markt da auch nicht so viel her.“ Und bekannt werden kann man auch als Musiker des wohl weltbesten Klangkörpers. Im Supermarkt in Berlin hat er mal Christina Rau getroffen, die Frau des damaligen Bundespräsidenten, die ihm gleich begeistert erzählte, dass ihr Sohn auch mal Cello gespielt hat.

Karajan war der beste, sagt Rudolf Weinsheimer ohne Umschweife, „nie wieder hat das Orchester so geklungen. Abbado hatte eine ganz andere Klangvorstellung und Sir Simon Rattle ist ein ganz anderer Mensch.“ Gut habe, so Weinsheimer, er sich mit Herbert von Karajan verstanden, es sei eine Harmonie gewesen, nur an einen Krach, in China, kann er sich erinnern.

Bruder Peter, knapp acht Jahre jünger, hat bei Babcock technischer Zeichner gelernt, seinen Ingenieur gemacht. 1966 heiratet er seine Ute, die neben der Musik, die sie sehr gerne hört, aktive Hobbymalerin ist. Peter ist vor knapp zwei Jahren als Betriebsführer der EVO bei der Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage Niederrhein in den Ruhestand gegangen. Auch er ist Musiker aus Leidenschaft, wenn auch nicht hauptberuflich. Aber sein Ev. Blasorchester, gibt er gern zu, ist ihm meist noch über seine Familie gegangen, „fast hätten wir uns getrennt“. Aber die Musik macht ihm einfach Spaß, ob beim Konzert mit dem exorbitanten Ensemble im Schloss-Innenhof, im „Haus Abendfrieden“ oder in der Markuskirche. Klar, beide Söhne haben Klavier und ein Zweitinstrument gelernt, Peter Cello, Robert Geige.

Peter jun. hat in Berlin an der Hochschule der Künste Tonmeister studiert. Robert, Jahrgang 1971, hat nach dem Abitur an Folkwang Klavier und Instrumentalpädagogik studiert, dann bis 2000 an der Düssel-dorfer Robert-Schumann-Musikhochschule noch

ein Aufbaustudium absolviert. Schon seit 1995 arbeitet er an der städtischen Musikschule als Musiklehrer, seit 2001 ist er auch Lehrbeauftragter für Korrepetition an der Folkwang-Hochschule, dort mit 10 Wochenstunden für die Streicher zuständig. Der leidenschaftliche Musiker freut sich, dass sein Vertrag von Semester zu Semester verlängert wird, keine Selbstverständlichkeit heute angesichts knapper Kassen. Seit einiger Zeit spielt er auch wieder im Studioorchester Duisburg.

Seine Lehrer prädestinieren ihn eigentlich auch für eine Karriere. Erst Willi May, der damalige Chordirektor des Theaters, dann Lotte Trenkner, die Ehefrau des Komponisten und Dirigenten Werner Trenkner, dessen Tochter Evelinde eine internationale Karriere als Pianistin machte.



Wenn Peter's Söhne Robert auf dem Klavier und Peter jun. auf dem Cello spielen, hört Onkel Rudolf aufmerksam zu

Von Lotte Trenkner, sagt Robert, profitiert er heute noch, „ihre Eintragungen und Fingersätze sind bis heute gültig, die spiele ich meinen Schülern noch vor“. Auch er hat schon in Japan musiziert, einen Monat lang mit einem Trio (Klarinette, Cello, Klavier). 10 Stunden Bedenkzeit hat er, als er auf einer Kreuzfahrt auftreten soll, Robert Weinsheimer sagt zu gegen den

Willen der Freundin, der Pianistin Shushan Hunanyan, drei Wochen ist er auf See, über Weihnachten und Silvester. Die Beziehung hält das aus, sieht man die beiden Musiker beim Frühstück im Cafe Lux, glaubt man, sie hätten sich über Nacht frisch verliebt. Die Kreuzfahrt geht über den Südatlantik bis Rio, Klassik hat das engagierte Trio einstudiert und nichts davon gespielt: „Das Klassischste waren ein Satz aus dem Haydn-Trio und die Ungarischen Tänze.“

Nein, Geige übe er nicht mehr regelmäßig, der letzte Höhepunkt seiner Arbeit war das Klavier-Festival Ruhr 2005, zusammen mit seiner Lebensgefährtin hat er konzertiert. Er fühle sich eben nicht als der geborene Solist, eher eingebunden in die Kammermusik: „Es gibt genug junge Solisten, die Rachmaninoff besser drauf haben, wer braucht das dann von mir?“

Aber der Schlaraffe spielt auf Festivals u.a. im spanischen San Sebastian, hat schon ein paar Ehrungen eingeholte und wohnt in dem Haus an der Ecke Ebert-/Sedanstraße, in dem einst sein Großvater wohnte, der Bratschist Jacob Weinsheimer.

Wenn den Chronisten nicht die Erinnerung trägt, war der ein körperlich eher kleiner Mann, trug immer einen Hut, er war nicht nur Mann, mehr ein Herr, der selbst das Neunte von zehn Kindern war und wollte, dass seine eigenen auch in der Musik leben. Das hat er geschafft. Was er nicht erreichen sollte, war das 80. Lebensjahr. „Nie“, erinnert sich Peter Weinsheimer, „war unser Vater krank.“ Und dann will er doch mal zu Dr. Meier, der wie er, der Bratschist, Schlaraffe ist. Es geht ihm nicht gut, er setzt sich in einen Sessel und weiß, „mit mir geht es zu Ende“.

Peter Weinsheimer ruft den Krankenwagen an, der Vater kommt auf die Intensivstation, man stellt einen Hinterwandinfarkt fest. Er wird auf eine normale Station verlegt. Am 18. Mai 1973 stirbt Jacob Weinsheimer. Sein Erbe überlebt, ist unsterblich. Es ist die Musik, zwischen den Berliner Philharmonikern, dem Evangelischen Blasorchester und dem Studioorchester Duisburg. Und es ist weit reicher als hier niederzuschreiben, weil die musikalische Tradition der Familie Weinsheimer ein eigenes Buch ist.

Blick zurück auf 2005

VON HELMUT KAWOHL

Auch wenn der Streit noch nicht beendet ist: Das CentrO darf erweitert werden. Beim Projekt O.Vision hat es 2005 den erhofften Durchbruch leider nicht gegeben. Während die Gerichte „Grünes Licht“ für den Ausbau des Einkaufszentrums in der Neuen Mitte gaben, wird der Zukunftspark auf dem gegenüberliegenden ehemaligen Stahlwerkgelände jetzt wohl eine Nummer kleiner als geplant ausfallen. Aber das Projekt ist sehr wichtig für Oberhausen und den weiteren Strukturwandel in der Region: Neue Arbeitsplätze werden dringend benötigt. In diesem Zusammenhang stimmte es sehr nachdenklich, als Mitarbeiter der Caritas-Sozialstationen feststellten, dass die soziale Not in unserer Stadt immer größer wird.

Themen, die viele Bürgerinnen und Bürger Oberhausens bewegt haben, sind auch die Sparpläne des Bistums Essen. Auch die Evangelische Kirche wird den Gürtel enger schnallen. Für viel Wirbel sorgt die geplante „Ruhigstellung“ von städtischen Friedhöfen. Eine zufriedenstellende Lösung scheint dagegen für die immer noch gesperrte Brücke im Ortsteil Dellwig gefunden. Gesichert ist zum Glück die Zukunft der beliebten Kleinkunsthöhle Ebertbad, die Stadt hat ihre Bedeutung für Oberhausen erkannt. Bitter war für die Freunde des Sports der Abstieg der RWO-Fußballer nach sieben Spielzeiten in der Zweiten Liga. Gejubelt wurde dagegen bei den NBO-Basketballerinnen über den Gewinn der deutschen Vize-Meisterschaft.

Und es gab weitere positive Nachrichten: Das „Sea Life“-Aquarium war im Jahr Eins nach seiner Eröffnung ein absoluter Besucherhit, das Musicalhaus „Metronom Theater“ scheint dank des Engagements von Stage Entertainment eine Erfolgsstory schreiben zu wollen, 450 Gäste aus vier Kontinenten fühlten sich bei den „Tagen der Begegnung“ im Vorfeld des Kölner Weltjugendtages sehr wohl und gut aufgehoben in unserer Stadt.



FOTOS: TH. NE (10), EMBE (1)

Vor dem Arbeitsamt an der Mülheimer Straße: Demonstration gegen Hartz IV und Agenda 2010

Dezember 2004 / Januar 2005

Oberhausens Nachbarstädte reichen Klage gegen Erweiterung des CentrO ein · Neues islamisches Kulturzentrum an der Fahnhorststraße geplant · Ministerpräsident Peer Steinbrück zeichnet in Oberhausen aufgewachsenen Starregisseur Wim Wenders mit dem Verdienstorden des Landes NRW aus · STOAG-Bus wirbt für „Kulturhauptstadt Ruhrgebiet 2010“ · Woodstock-Legende Joe Cocker begeistert bei der „Nokia Night of the Proms“ · Mitarbeiter der katholischen Einrichtungen sorgen sich um ihre Arbeitsplätze · „Sea Life“-Aquarium meldet 300 000 Gäste in den ersten vier Monaten · Paul Spiegel, Vorsitzender des Zentralrats der Juden, liest in der Fabrik K 14 · Ratsmehrheit lehnt Erhöhung der Gewerbesteuer ab · Verein „pro Ruhrgebiet“ zeichnet Frauentheater Missfits als „Bürger des Ruhrgebiets 2005“ aus · Evangelisches Krankenhaus plant Fusion mit Evangelischem Krankenhaus in Mülheim · Größter Fahnungserfolg der Oberhausener Polizei: Drogen-Bande setzte rund 13,5 Mio. Euro um · Tresvires-Gruppe ist neue Eigentümerin des Bero-Zentrums · SC Rot-Weiß Oberhausen feiert in der Luise-Albertz-Halle sein 100-jähriges Vereinsbestehen · Unregelmäßigkeiten bei der Wahl zum Migrationsrat - Ruf nach Wiederholung · Thyssen-Krupp verkauft 2769 Oberhausener Wohnungen an US-Bank und Kölner Corpus-Gruppe · Land zahlt für HDO 13 Mio. Euro an den Bund zurück · Auch in Oberhausen laufen zahlreiche Hilfsmaßnahmen für die Opfer der Flutkatastrophe in Asien an · Ev. und Johanniter Klinikum erhält vom Regierungspräsidenten 20,45 Mio. Euro für Neubau der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie · Demonstrationen gegen Hartz IV und Agenda 2010 · Polizei Oberhausen soll Eigenständigkeit aufgeben - Kommission plant Neuorganisation



Chemiealarm in Osterfeld: Kinder stecken Rattengift in Brand

Februar

Gedenkhalle soll inhaltlich und optisch überarbeitet werden · 180 000 Narren feiern bei strahlender Sonne den Straßenkarneval in der Oberhausener City, aber das bunte Treiben endet einen Tag später tragisch: Beim Umzug in Vondern wird eine zweifache Mutter nach einem Sturz von einem Motiv-Wagen überrollt und stirbt · Feuerwehr wehrt sich gegen Rotstift der Landesregierung · „PortO“-Pläne lassen sich nur schwer realisieren: Großprojekt am Hafen steht in Frage · Vertreter des Sauerländischen Gebirgsvereins markieren ersten Rundwanderweg durch Oberhausen · 171 Oberhausener ohne Obdach · Stefan Raab lädt zum Bundesvisions Song Contest in die Köpi-Arena · Wahl zum Migrationsrat wird für gültig erklärt · In Oberhausen mangelt es an Betreuung für Kinder unter drei Jahren · Polizei legt Verkehrsunfall-Bilanz vor: So wenig verunglückte Kinder wie nie zuvor · Friedensdorf holt 70 verletzte Kinder aus Afghanistan, Kasachstan, Tadschikistan und Usbekistan nach Deutschland · Der Tourismus boomt in der Stadt : Über 186 000 Übernachtungen im Jahr 2004 · Neues Online-Informationssystem „Allris“ macht die Aktivitäten des Rates der Stadt und anderer Bürgervertretungen transparenter · Malerin Ida Köhne stirbt im Alter von 97 Jahren · Ronan Keating begeistert 10 000 Besucher in der König-Pilsener-Arena · Aufträge im Gesamtvolumen von knapp 70 Mio. Euro für Babcock-Hitachi Europe · Gisela Achenbach-Erlenhardt leitet als neue Vorsteherin das Finanzamt Oberhausen-Nord · Letzter Vorhang für die artistische Unterhaltungsshow „blue balance“ im TheatrO Centro - insgesamt 140 000 Besucher · Chemiealarm in Osterfeld: Kinder entzündeten Rattengift · Lebenshilfe baut am Max-Planck-Ring Werkstatt für 35 kranke Arbeitnehmer



Unter 'm Hammer: Die „Missfits“ versteigern im Ebertbad ihre „Schätzchen“ aus 20 Jahren Kabarett

März

16.000 Menschen in Oberhausen ohne Arbeit - Neue Initiative für zusätzliche Lehrstellen unter der Regie der Kreishandwerkerschaft Mülheim/Oberhausen · Erste Erdgastankstelle an der Teutoburger-/Dorstener Straße eröffnet · Im Hamburger St. Pauli-Theater beenden die „Missfits“ ihre „Letzte Runde“, im Ebertbad werden die „Schätzchen“ aus ihrer 20-jährigen Karriere zugunsten Oberhausener Hospize versteigert · Ludwig Galerie Schloss Oberhausen zeigt „Die Wunder der Natur“ · O.Vision wirbt auf Messe in Cannes um Investoren · Peter Kraus begeistert in der Luise-Albertz-Halle mit Rock'n'Roll und Balladen · RWW spendet 10.000 Euro: Gedenkhalle soll modernisiert werden · Gastronomen-Familie Wischermann übernimmt das „Hotel Residenz“ in der City · Schuldenberg der privaten Haushalte stark gestiegen · Stadt plant drei neue Altenheime bis 2006 · Königshardter Unternehmen Lenord+Bauer liefert wichtiges Steuerungsteil für das weltweit größte Windkraftwerk im schleswig-holsteinischen Brunsbüttel · Sozial-liberale Mehrheit im Rat beschließt Haushalt für 2005, obwohl 449,2 Mio. Euro fehlen - SPD will das Europahaus „aufmöbeln“ · STOAG beförderte 2004 rund 40 Millionen Menschen · Bäderabteilung der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung wird geschlossen · Evangelisches Krankenhaus und St. Marien Hospital erhalten 25 Mio. Euro vom Land · „Sea Life“-Aquarium eröffnet Sonderausstellung „Raubritter der Meere“ mit großen und kleinen Krabben · Polizeibeamte stoppen illegales Autorennen im Gewerbegebiet „Am Waldteich“ · Glühbirne entzündet Wäschestapel in der historischen „Brahmschen“ Mühle in Holten - Junger Mann nur knapp von der Feuerwehr gerettet · Pop-Rocker Bryan Adams begeistert 8000 Fans in der Köpi-Arena



Artistik, die den Atem raubt:
Circus Flic Flac begeistert in der Neuen Mitte

April

Sportfunktionär Ulrich Feldhoff (67) macht Schluss als Präsident des Deutschen Kanu-Verbandes · Nachricht vom Tod des Papstes löst bei Oberhausener Katholiken Betroffenheit und Trauer aus · Köpi-Arena ist Schauplatz einer zentralen Wahlveranstaltung der CDU mit der Bundesvorsitzenden Angela Merkel und 8000 Besuchern · Oberhausener „Grüne“ feiern im K 14 ihr „25-jähriges“ · Magere Besucher-Zwischenbilanz: Theater verliert weiter Publikum · Verein für aktuelle Kunst zeigt in Altenberg Arbeiten der „Klasse Girke“ · 140 Jahre Sozialdemokratie in Oberhausen: NRW-Ministerpräsident Peer Steinbrück kommt zur Geburtstagsfeier ins Ebertbad · Weltbekannter Cellist Thomas Beckmann spielt in der Lutherkirche Benefizkonzert zugunsten obdachloser Menschen · Bürger stellen Stadt gutes Zeugnis aus: Fast 70 Prozent beurteilen die Verwaltung positiv · Landtagswahl: Stadt-Wahlausschuss weist die Republikaner ab, aber Landeswahlausschuss lässt sie zu · Rund 12 000 Sportler nehmen von Osterfeld aus am Ruhrmarathon teil · Bistums-Konzept für Alt-Oberhausen liegt vor: St. Marien als Hauptpfarre im Gespräch · Gutes Ergebnis 2004 und Wachstum: MAN Turbo schraubt sich nach oben · Sensation: Mit Sieg in Dorsten erreichen die Bundesliga-Damen von New Baskets Oberhausen das Finale um die Deutsche Meisterschaft · Nach Sperrung der Brücke: Dellwiger klagen über Situation im Stadtteil · Bürgerverein gegründet · Artistik, die den Atem raubt: Circus Flic Flac begeistert am CentrO · Neues Tabgha-Musical „Erotica“ reflektiert voller Hingabe und Tristesse Glaube, Hoffnung und Liebe · Bürgerkritik: Grabbereitung kostet in Oberhausen fast dreimal so viel wie in Mülheim · Freiherr-vom-Stein-Gymnasium feiert sein „Hundertjähiges“



Jubel, Trubel, Heiterkeit: Die Fronleichnamskirmes in Sterkrade ist wieder die größte Straßenkirmes Europas

Mai

Oberbürgermeister Klaus Wehling eröffnet im Lichtburg Filmpalast die 51. Internationalen Kurzfilmtage · Großer Preis geht in diesem Jahr an brasilianischen Videokünstler · Gedenkfeier im Schloss im Zeichen des vor 60 Jahren beendeten Zweiten Weltkrieges · Lese-Marathon des Theaters zeichnet Bild der Greuelstage · 5.5.05: Hochzeitsgesellschaften stehen Schlange vor dem Standesamt · Volksfest „Styrum bleibt Styrum“ bereits zum 50. Mal · Bürgerbefragung: Fast ein Drittel der Oberhausener nennt die Neue Mitte als beliebtesten Einkaufsort · Fußball-Zweitligist Rot-Weiß Oberhausen steigt in die Regionalliga ab · Friedensdorf holt 93 kranke und verletzte Kinder aus Angola zur Behandlung nach Deutschland · Tilo Schüler aus Dessau gewinnt beim 55. Pflingstradrennen den Großen Preis der Möbelstadt Rück · Neue Hundewiese am Max-Planck-Ring im Gewerbepark Kaisergarten freigegeben · Johannes Lepper inszeniert Franz Kafkas „K. Der Prozess“ im Theater · Sterkrader Fronleichnamskirmes wird noch einmal die größte Straßenkirmes Europas · Joe Cocker begeistert 11.000 Fans in der Köpi-Arena · Jugendliche aus Jerusalem und Oberhausen bei Bundespräsident Horst Köhler zu Gast · Landtagswahl NRW: Michael Groschek und Wolfgang Große Brömer (SPD) gewählt, Oberhausener CDU nicht im neuen Landtag vertreten · 2000 „Franziskaner“ protestieren mit Menschenkette gegen die Sparpläne des Bistums Essen · Großprojekt O.Vision am seidenen Faden? · NRW-Innenminister Behrens untersagt Stadt, die vorgesehene Eigenfinanzierung aus Erlösen der RWE-Aktienverkäufe vorzunehmen · EVO und Celanese Chemicals Europe schließen neuen Versorgungsvertrag ab · Rat wählt Reinhard Frind erneut zum Beigeordneten für Bildung und Kultur der Stadt



Zeigt in der Ludwig Galerie seine „Beautiful Children“: der österreichische Künstler Gottfried Helnwein

Juni

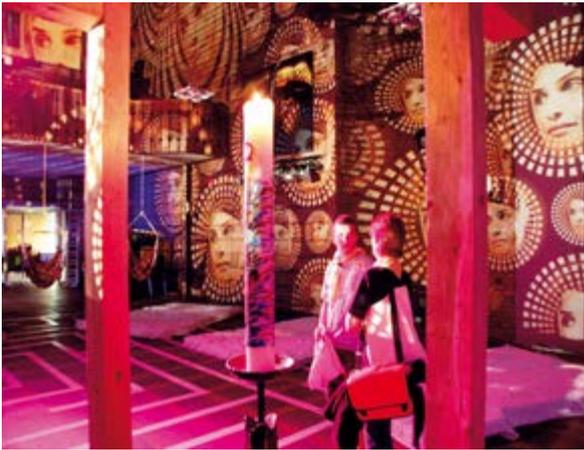
Theater-Projekt „Arche Noah“ feiert im Duisburger Containerhafen Logport Premiere · Immer mehr Bürger nerven Hundehaufen auf Straßen und in Parks - Stadt will stärker bestrafen · SPD-Fraktion beschließt neue Dezernatsverteilung: Reinhard Frind betreut künftig die Bereiche Schule, Jugend und Soziales, Apostolos Tsalastras Kultur, Sport und Gesundheit · Lange „Nacht der Industriekultur“ lockt Tausende in das Rheinische Industriemuseum, die Ludwig Galerie, den Gasometer und das Haus Ripshorst · Centro-Urteil: Erweiterung kann kommen - Nachbarstädte und Regierungspräsident unterliegen · CDU Oberhausen bestätigt Wilhelm Hausmann als Vorsitzenden · Dr. Heinz-Jörg Eckhold wird zum Abschied Ehrenvorsitzender · Situation um den Wagenplatz „Plan B“ am „Druckluft“-Gelände verschärft sich - Polizei setzt auf Deeskalation - Stadt sucht Ausweichquartier · Bezirksregierung Düsseldorf will die von der Stadt beabsichtigte Übernahme von Darlehensverbindlichkeiten der in finanzielle Schieflage geratenen Technologie Umweltschutz Management GmbH (TZU) nicht dulden - Stadtspitze reagiert empört und will Insolvenz gegenwenden · Österreichischer Künstler Gottfried Helnwein zeigt in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen seine „Beautiful Children“ · Studienzentrum Oberhausen der Fern- Uni Hagen schließt nach dem Wintersemester · Feinstaub-Messungen auf der Mülheimer Straße laufen an · Groß-Disco „Turbinenhalle“ vor dem Verkauf · Bürgergerring Alstaden kämpft gegen die Schließung des dortigen Friedhofes · 30 000 Fans bei Techno-Party „Ruhr in Love“ im Olga-Park und Rockfestival „Area 4“ neben der Arena · O.Vision: Prüfung der EU zieht sich bis zum Herbst hin · Im Kaisergarten: Neue Gehege für Luchse und Wildpferde



Die Stadt wird zur „Offenen Galerie“: Kunst aus Enschede im Schaufenster

Juli

Vier Rikschas aus Singapur fahren durch die Oberhausener City · Kritiker küren Theater Oberhausen zum drittbesten Schauspiel in Nordrhein-Westfalen · Friedensdorf veranstaltet Fest „Peace im Pott“ im Musikzentrum Crowded-House · Turbinenhalle für fast drei Millionen Euro zwangsversteigert · Museumsbahnsteig am Hauptbahnhof wird frisch gemacht · Hans-Sachs-Berufskolleg verabschiedet langjährigen Schulleiter Peter Hübner · Wohnungsbrand an der Friedenstraße: Feuer verletzt jungen Mann lebensgefährlich, er stirbt Tage später, Wehr rettet 16 Menschen · Ehemaliges Mädchen-Gymnasium hinter dem Oberhausener Rathaus und Markthalde am Altmarkt werden versteigert · Im Ebertbad droht das Ende der Kleinkunst - Größen des deutschen Kabarets appellieren an die Stadt , alles zu tun, um die beliebte Bühne zu retten - Oberbürgermeister Wehling verspricht Hilfe · Stadt fordert die Wagenburgler zum Umzug auf · Anwohner in Sterkrade und Osterfeld protestieren gegen Bau von Job-Centern · World Games 2005 mit Tanzsport und Indoor-Trial zu Gast in der König-Pilsener-Arena · GEG glaubt, passenden Investor gefunden zu haben: Bebauung der Marina in Sicht · O.Vision: Stadt und Land geeint zur EU · Jugendamt: Immer mehr „Väter“ zweifeln die Vaterschaft an · Kunden äußern sich zum Wochenmarkt in Alt-Oberhausen: Frisch und freundlich, aber zu teuer · Neugestalteter Wertstoffhof an der Buschhausener Straße bietet Bürgern unkomplizierte Entsorgung · Nach neuem Bedarfsplan hat Stadt 100.000 qm Bestattungsfläche zu viel · Centro-Streit: Städte streben Berufung an · „Kunstsommer“ des Kunstvereins und der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH (TMO) macht Oberhausen für einige Wochen zur „Offenen Galerie“



Zum Weltjugendtag: Faszinierende Lichtinstallation von Ulf Neuber in der Jugendkirche TABGHA

August

Sea Life meldet 750.000 Besucher im ersten Jahr · Kunstverein präsentiert Werke der Akademie für Bildende Kunst und Design (AKI) aus Enschede in der „Garage“ · CDU trauert um verstorbenen langjährigen Ratsherrn und Geschäftsführer der Kreishandwerkerschaft Alfred Kreilkamp · Auf dem Gelände der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung entsteht neues Pflegeheim für 99 Betagte · Rund 450 Gäste aus vier Kontinenten kommen zu den dem Weltjugendtag vorgeschalteten „Tagen der Begegnung“ nach Oberhausen · In der Kirche St. Johannes Evangelist wurde die längste Tafel der Stadt gedeckt · 600 Jugendliche übernachten nach Ende des Weltjugendtages in der Gesamtschule Osterfeld · Babcock-Hitachi Europe liegt auf dem Kraftwerks-Markt gut im Rennen · 50 neue Mitarbeiter eingestellt · Fußball-Regionalligist RWO unterliegt in der 1. DFB-Pokalrunde dem Bundesligisten Eintracht Frankfurt mit 1:2 · Besitzerin OGM und Betreiberin „Kulturschock“ sind sich einig: Ebertbad bleibt als Kulturstätte erhalten · Umfassende Renovierungsarbeiten bis zum Jahr 2007 · Wagenburger von Plan B versuchen sich als Hausbesetzer · Unfälle auf der A 3 und in der City fordern zwei Tote · Städte wehren sich weiter gegen CentrO-Erweiterung · In Sterkrade und Osterfeld fällt Startschuss für Bau der Job-Center · Bürger kündigen Widerspruch an · Regierungspräsident versagt Stadt die Genehmigung des Haushaltssicherungskonzeptes · Gut 5000 Besucher feierten in Osterfeld sechstes Festival „Olgas Rock“ mit begeisterten Bands · Nachfrage nach Betreuungsplätzen für Zweijährige stark gestiegen · Betuwe-Linie: Streit blockiert die Planungen · Zahl der Rehabilitanden bricht dramatisch ein: Berufsförderungswerk muss Personal abbauen



In allen Medien präsent: Taubenzüchter Manfred „Manni“ Heldt aus Eisenheim

September

Osterfeld startet bei „Kaiserwetter“ ins 20. Stadtfest · Ehemaliger Fußball-Nationaltorwart Hans Tilkowski spendet anlässlich seines 70. Geburtstages dem Friedensdorf mehr als 35.000 Euro · Vom „Lohn der Arbeit“: Westdeutscher Künstlerbund eröffnet Ausstellung im Zentrum Altenberg · Stage Entertainment benennt TheatrO CentrO in „Metronom Theater“ um · RWO-Vorstand um Hermann Schulz tritt nach Vorfällen nach dem Spiel gegen Hamburger SV II (0:4) zurück · Jeff Zach gewinnt den Publikumspreis für die Theaterspielzeit 2004/2005 und den 1. Preis der Jury · Schmieden, Hämmern, Staunen: Rheinisches Industriemuseum veranstaltet einen Eisenmarkt · Mitarbeiter der Caritas-Sozialstationen ziehen Bilanz: Soziale Not in der Stadt wird immer größer · Theater eröffnet neue Spielzeit mit Shakespeares Drama „König Lear“ · Oberhausen untermauert Ruf als fahrradfreundliche Stadt: Dritter Platz beim Radler-Ranking des ADFC · Nur Münster und Kiel schnitten besser ab · Bundestagswahl in Oberhausen: Wolfgang Grotthaus (SPD), Marie-Luise Dött (CDU) und Bärbel Höhn (Die Grünen) ziehen in den Bundestag ein · SPD übertrifft mit 58,2 vH der Erst- und 53,9 vH der Zweitstimmen ihr Wahlziel · Marktstraßen-Sanierung wird für die Stadt noch teurer: Oberverwaltungsgericht Münster entscheidet, dass Anlieger zu Unrecht belastet wurden · Schließung oder Gebührenerplosion: Vier der fünf städtischen Begräbnisstätten sollen ab Januar 2006 „ruhend gestellt“ werden · Rheinisches Industriemuseum zeigt vor dem Peter Behrens-Lagerhaus mit Ausstellung „Abgefahren“ einen Blick auf 200 Jahre Straßenbau im Rheinland · Erste neu gebaute Oberhausener Moschee des Türkisch-Islamischen Kulturvereins am Tackenberg eingeweiht · Filmpremiere für „Die Helden von Eisenheim“ im Ebertbad



Spektakuläre Kunst in der City: „Himmel und Hölle“ bei der ersten „Nacht der Literatur“

Oktober

Wegen des Verdachts der Untreue: Staatsanwalt ermittelt in Sachen HDO-Trickfilmstudio · 700 Teilnehmer beim 4. City O.Lauf durch die Innenstadt · Weitere bittere Pille für die Kumpels auf dem Bergwerk Lohberg/Osterfeld: RAG-Azubis werden erstmals nicht übernommen · Deutscher Pop-Musik-Preis „Comet“ wird erstmals in der König-Pilsener-Arena verliehen und live auf Pro 7 übertragen - Stars und Sternchen feiern anschließend im Gasometer · Mit „Frauen allein zu Haus. Witwendramen“ kommt Gerburg Jahnkes (Ex-„Missfits“) erste Stadttheaterregie zur Premiere · Oberhausener Frauenberatungsstelle besteht seit 20 Jahren · Schere zwischen Angebot und Nachfrage klappt immer mehr auseinander: Trübe Aussichten am Ausbildungsmarkt · Ludwig Galerie präsentiert neue Ausstellung „leicht und weit - Brücken im neuen Emschertal“ · Oberhausener Delegation besucht türkische Partnerstadt Mersin · 1. Oberhausener Eifelmarkt in der Fabrik K 14 · Elly-Heuss-Knapp-Stiftung wird um ein neues Pflegeheim erweitert · 12.500 Fans bejubeln in der ausverkauften König-Pilsener-Arena die Backstreet Boys · Industrie- und Handwerkskammer gibt „grünes Licht“ für das „Sterkrader Tor“ · Amtstierarzt ordnet Maßnahmen zum Schutz gegen die Vogelgrippe an · Erste Feinstaub-Messungen auf der Mülheimer Straße: EU-Grenzwert zu oft überschritten · Deutsche Skatmannschaftsmeisterschaften im Berufsförderungs-werk · Kleinstädter Bühne spielt im Lito-Palast „Die schwebende Jungfrau“ · Deutsche Hörfunkakademie verlegt ihren Sitz von Dortmund nach Oberhausen ins Haus von radio NRW · „Himmel und Hölle“ - die erste „Nacht der Literatur“ lockt mit Lesungen, Konzerten und Kunstvorführungen die Menschen zum Bert-Brecht-Haus und in die Langemarkstraße



Neue Attraktion neben Oberhausens Wahrzeichen: Am Gasometer entsteht ein Hochseil-Klettergarten

November

Im kleinen Wald neben dem Gasometer entsteht ein Hochseil-Klettergarten · Essen will Gebiet tauschen: Grünes Licht für Instandsetzung der Ripshorster Brücke · Theater bringt Erich Kästners Abenteuer „Pünktchen und Anton“ auf die Bühne · Seit fünf Jahren hält der „ICE International“ zwischen Frankfurt und Amsterdam in Oberhausen: Feierstunde im Rheinischen Industriemuseum · Comedian Ingolf Lück schlüpft im Musical „Die Schöne und das Biest“ im Metronom Theater in die Rolle des Kerzenleuchters „Lumière“ · Ökumenisches Kirchenzentrum in der Neuen Mitte feiert nach Umbau Neueröffnung · 100 nordrhein-westfälische SPD-Funktionäre diskutieren beim „Zukunftsevent“ in der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg über Themen, die das Land bewegen sollen · Die Fabrik K 14, ältestes soziokulturelles Zentrum in Deutschland, erhält den Kruft-Kulturpreis 2005 · Neue Ausstellung im Bunkermuseum beleuchtet eindrucksvoll das Jahr 1945 in Oberhausen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs · 13.000 feiern neun Stunden bei der WDR 4-Schlagertarparade in der Köpi-Arena · Vorarbeiten für die Sanierung des Stallgebäudes der Burg Vondern beginnen · 16.000 Glasnegative: Rheinisches Industriemuseum lässt bis zu 120 Jahre alten Bilderschatz der GHH digital abspeichern · Kommune und Staat sehen Glücksspiel-Monopol in Gefahr: Stadt will private Sportwetten-Anbieter stoppen · Neuer City-Stadtplan für Kinder verzeichnet sichere Schul- und Freizeitwege · Ausnahme-Magier David Copperfield zaubert dreimal in der Köpi-Arena · Schriftsteller Walter Kempowski liest im Theater aus seinem Leben · Osterfelder Bezirksvorsteher Karl-Heinz Pflugbeil wird zum neuen Stadtprinzen für die Session 2005/2006 gekürt

Stiftungs- initiative Stadtsparkasse Oberhausen

*Unter diesem Begriff
wird der Außenauftritt der
Stiftungen der Sparkasse
zukünftig zusammengefasst.*

Was verbirgt sich dahinter?

Bereits seit 1983 ist die „Sparkassen-Bürgerstiftung“ zu Gunsten dieser Stadt tätig. Dahinter verbirgt sich der Anspruch, mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Mittel den Menschen dieser Stadt und ihrem Umfeld nützlich zu sein.

In Oberhausen hat die Sparkassen-Bürgerstiftung mit insgesamt über zehn Millionen Euro ebenso zahlreiche wie vielfältige Projekte unterstützt. Projekte zur Förderung der Jugendhilfe und Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, zur Förderung des Wohlfahrtswesens, zur Verbesserung des sozialen Umfeldes sowie zur Förderung von Bildung, Kultur und des Heimatgedankens. Fördern und unterstützen sind in diesem Zusammenhang wichtige Begriffe. Denn es gehört zu den vorrangigen Zielen der Stiftung, gute Ideen voranzutreiben, nützliche Prozesse zu beschleunigen und notwendige Maßnahmen abzuschließen.

Noch nie waren die vor über 20 Jahren formulierten Ziele so aktuell wie heute. In Zeiten knapper Budgets bildet die Stiftung ein verlässliches Standbein zur Förderung einer Vielzahl von Maßnahmen in diesem Spektrum.

Die Bürgerstiftung versteht sich aber auch als „Impulsgeber“. Diese Ausrichtung, Menschen dazu anzustiften, selber Engagement zu zeigen, wird auch in 2006 weiter verfolgt und mit der Ausschreibung eines konkreten Projektes weiter forciert.

Der „Bürgerpreis 2006“ beinhaltet eine Ausschreibung mit dem Ziel, Projekte unter der Ausrichtung des interkulturellen Zusammenlebens zu fördern. Die Teilnahmebedingungen sind ab Januar 2006 bei der Stadtsparkasse Oberhausen (Kontakt und Info 834 2500, Herr Schumann) - und natürlich im Internet - erhältlich.

Stiftung Oberhausener Bürger

„Bürger stiften für Bürger“ - das ist der Sinn der 2003 ins Leben gerufenen Stiftung.

Mit Zustiftungen (Förderung erfolgt aus den jährlichen Zinserträgen) und Zuwendungen (Förderung durch direkte Weitergabe an bedürftige Institutionen bzw. Personen) kann sich jeder Bürger hier einbringen. Ab einem Betrag von 75.000 € kann der Stifter eine unselbständige Stiftung gründen, die von der „Mutter-Stiftung“ treuhänderisch verwaltet wird. In



Der Vorstand der Stadtsparkasse Oberhausen: Elmar Oertel, Dieter Henrich, Karlheinz Merzig, Ulrich J. Salhofen (v.l.)

der Praxis heißt das, größere Spenden oder Erbschaften von Oberhausener Bürgern können konkrete Projekte z. B. im Bereich der Jugendarbeitslosigkeit auf Dauer fördern.

Hier hat die Stadtsparkasse Oberhausen „Zeichen gesetzt“, ist mit gutem Beispiel vorgegangen. Die Unterstiftungen „Kinder- und Jugendförderung“ und „Kultur und Bildung“, die von Seiten der Sparkasse in 2005 initiiert wurden, sollen anstiften.

„Wir glauben“, so Sparkassenvorstand Karlheinz Merzig, „an die Zukunft Oberhausens - unser Ziel ist es, dass Oberhausen etwas für Oberhausen tut.“

Beide Unterstiftungen wurden mit einem Betrag von jeweils einer Million Euro ausgestattet.

Auch hier ist - in der Stiftung „Kinder- und Jugendförderung“ - bereits ein aktives Projekt erarbeitet worden. Ab 2006 wird in Zusammenarbeit mit Partnern in und außerhalb Oberhausens der Abbau von Lesefertigkeitsdefiziten von Schülerinnen und Schülern an Oberhausener Haupt- und Gesamtschulen in den Focus gestellt. „Lesen lernen“ - ein Pro-

jekt, das ab Mitte nächsten Jahres auch im Internet weiter verfolgt werden kann.

Hätten Sie gewusst, dass in Oberhausen eine junge Eisschnellläuferin lebt, die sich berechnete Hoffnungen machen darf, bei Olympia 2010 für Deutschland an den Start zu gehen? Oder dass es in Oberhausen eine Ferienpension für Tiere gibt, dass „Gdanska“-Gastronom Czeslaw früher Meeresforscher war, dass Mitglieder der Pfarre St. Marien eine eigene Karnevalsgesellschaft ins Leben gerufen haben?

Hierüber berichten Journalisten im inzwischen 23. Band der seit 1984 erscheinenden Jahrbuch-Reihe ebenso wie über den Start des Musicalhauses „Metronom Theater“, das Großvorhaben Emscher-Umbau, die Künstler im Kunsthaus Haven, die Babcock-„Überlebende“ Babcock-Hitachi Europe oder über eine gebürtige Oberhausenerin, die heute für Greenpeace im Regenwald tätig ist. Im Sport wird an das 100-jährige Bestehen von Sterkrade 06/07 und an die deutsche Vize-Meisterschaft der Basketball-Damen von NBO erinnert.

Das Porträt im neuen Jahrbuch „Oberhausen '06“ widmet sich dem bekannten Stadtkünstler Walter Kurowski, besser bekannt als „Kuro“.

